
Berliner Debatte Initial

6

18. Jg. 2007

Märkte denken

Priddat

Innovation und
emerging markets

Rüb

Vom Wohlfahrtsstaat
zu Wohlfahrtsmärkten

Bellmann

Wettbewerbssteuerung
im Schulsystem

Schlichte

Politische Ökonomie
des Krieges

Schulz

Condorcet
Dokumentation

Märkte denken

– Zusammengestellt von Harald Bluhm und Karsten Malowitz –

Editorial	2		
SCHWERPUNKT		CONDORCET	
MÄRKTE DENKEN			
<i>Harald Bluhm, Karsten Malowitz</i>		<i>Daniel Schulz</i>	
Märkte denken –		Condorcets demokratischer	
Ideengeschichtliche und		Liberalismus	115
ideenpolitische Koordinaten	4		
<i>Birger P. Priddat</i>		<i>Condorcet</i>	
Mehr Markt:		Brief eines jungen Mechanikers	
Innovation und <i>emerging markets</i>	26	an die Verfasser des <i>Républicain</i> ,	
		16. Juli 1791	127
<i>Frank Janning</i>		<i>Condorcet</i>	
Marktversagen und Verbraucherschutz.		Über die Notwendigkeit,	
Die Legitimation politischer Steuerung	36	die Verfassung durch die Bürger	
		ratifizieren zu lassen	129
<i>Friedbert W. Rüb</i>			
Vom Wohlfahrtsstaat zu			
Wohlfahrtsmärkten	45		
<i>Johannes Bellmann</i>		BESPRECHUNGEN UND REZENSIONEN	
Das Monopol des Marktes –			
Wettbewerbssteuerung im Schulsystem	58	Elisabeth Beck-Gernsheim:	
		Die Kinderfrage heute.	
<i>Klaus Schlichte</i>		Über Frauenleben, Kinderwunsch	
Die politische Ökonomie des Krieges	72	und Geburtenrückgang	
		Rezensiert von <i>Rudolf Woderich</i>	137
<i>Daniel Schluchter</i>			
Soziologie der Märkte.		André Steiner (Hg.):	
Ein Literaturessay	85	Preispolitik und Lebensstandard	
		Rezensiert von <i>Ulrich Busch</i>	141
<i>Christoph Henning</i>			
Verdinglichung als Schlüsselbegriff			
Kritischer Theorie.			
Zur Antikritik an Axel Honneths			
Rekonstruktion	98		

Editorial

Keine Frage: Der Markt hat gegenwärtig Konjunktur. Unter dem Eindruck der Globalisierung und ihrer Folgen ist der Markt stärker als je zuvor zu einem Kristallisationspunkt politischer Wertvorstellungen und Handlungskonzepte geworden. In Deutschland setzen fast alle Parteien inzwischen auf den Markt, dem sie neben der Steuerung des privatwirtschaftlichen Waren- und Dienstleistungsverkehrs in zunehmendem Maße auch die Lenkung der öffentlichen Verwaltung und die Distribution öffentlicher Güter zutrauen. Was unter dem Begriff des „Marktes“ dabei jeweils verstanden wird, in welchen Bereichen und unter welchen Bedingungen man auf ihn setzt und welche Ziele man dabei verfolgt, bleibt freilich politisch umstritten. Während die einen die konkurrenzlose Leistungsfähigkeit und Effizienz des Marktes betonen und auf seine spontane Selbstorganisationsfähigkeit vertrauen, verweisen die anderen auf Risiken und Grenzen seiner ungehinderten Entfaltung und fordern staatliche Richtlinien und Kontrollen. Vervollständigt wird die Liste der Kontrahenten schließlich durch die verschiedenen Kritiker der „Marktideologie“, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, unvermeidliche Pathologien des Marktes, wie etwa konjunkturelle Krisen oder strukturelle Arbeitslosigkeit, aufzudecken und die von ihnen ausgehenden Gefahren anzuprangern.

Betrachtet man die diskursiven Auseinandersetzungen um den Begriff des Marktes mit etwas Abstand, so fällt auf, daß vom Markt fast immer nur im Singular die Rede ist. Simplifizierungen und die Reduktion auf Schlagworte gehören nun einmal zur politischen Sprache und

sind als solche auch nicht zu beklagen. Daß es *den* Markt nicht gibt, sondern stets immer nur eine Vielzahl von Märkten, wie Arbeitsmärkte, Bildungsmärkte, Finanzmärkte, Gewaltmärkte u.a.m., kann als bekannt vorausgesetzt werden. Märkte existieren überhaupt nur im Plural. Aber – und hier fangen die theoretisch interessanten Fragen an – was genau sind Märkte eigentlich und wie funktionieren sie? Gehorchen sie nur der Logik von Angebot und Nachfrage, und beruhen sie ausschließlich auf Tauschbeziehungen? Damit nicht genug, es stellen sich weitere Fragen: Was genau wird getauscht? Wer hat Zugang zum Tausch? Wie sind die Rahmenbedingungen und Sicherheiten? Weiterhin ist zu erkunden, wo die Differenz zwischen Markt und Wettbewerb verläuft und ob zum Markt die Geldvermittlung essentiell dazugehört. Wenn man sich der Vielfalt der Märkte auf quasi-phänomenologische Weise nähert, dann wird die geläufige Verwendungsweise des Marktbegriffs fragwürdig, und es erscheint zweifelhaft, ob alle Prozesse und Interaktionsformen, die mit dem Begriff des „Marktes“ belegt werden, auch tatsächlich als Märkte begriffen werden sollten. Die wachsende Zahl begrifflicher Hilfskonstrukte – man denke nur an die Rede von „Quasi-Märkten“ oder von „simuliertem Wettbewerb“ – gibt Anlaß zu der Vermutung, daß hier erheblicher Klärungsbedarf besteht. Licht in die Vielfalt von Märkten und ihre Konzeptualisierung zu bringen, ist das Ziel dieses Heftes.

Eröffnet wird der Schwerpunkt mit einem engagierten Plädoyer von *Birger Priddat*, der mehr Märkte nicht nur fordert, sondern Innovation als Königsweg zur Erschließung neuer

Märkte aufzeigt. Die folgenden vier Autoren sind skeptischer, was die Möglichkeiten des Marktes betrifft. *Frank Janning* thematisiert durchaus steuerungspessimistisch den Zusammenhang von Marktversagen und Konsumentensouveränität. Kommodifizierungs- und Dekommodifizierungsprozesse von Sozialleistungen mit Blick auf aktuelle bundespolitische Trendwenden diskutiert *Friedbert Rüb*. Im Anschluß daran erörtert *Johannes Bellmann*, inwiefern die Marktorientierung im Schulwesen zu Quasi-Märkten und zu Umwälzungen im Schulsystem führt. Eine Ökonomie ganz eigener Art, nämlich die sich wandelnde Kriegsökonomie mit ihren Gewaltmärkten, klopft *Klaus Schlichte* auf divergierende Effekte ab. Abgerundet wird der Schwerpunkt durch einen Literaturreis zur neuen Soziologie der Märkte (*Daniel Schluchter*) und eine sowohl dichte als auch streitbare Abhandlung zum

Konzept der Verdinglichung, das ja seinerseits zum festen Inventar einer spezifischen Form von Markt- und Kapitalismuskritik gehört (*Christoph Henning*).

Außerhalb des Schwerpunktes werden zwei Erstübersetzungen von Condorcet präsentiert, die diesen gemeinhin zum rationalistischen Fortschrittsoptimisten gestempelten Philosophen als republikanischen Verfassungstheoretiker und satirischen Stilisten zeigen.

Wie immer haben viele zum Gelingen des Heftes beigetragen. Besonders erwähnt und gedankt sei Dag Tannenbergs, der sich als Praktikant bei der Fertigstellung enorm engagiert hat. Wir hoffen, daß die Mischung von historischen, systematischen und politischen Argumenten Interesse weckt, den Blick auf Märkte schärft und neue Aussichten eröffnet.

Harald Bluhm & Karsten Malowitz

Preise ab 1.1.2008:

Einzelhefte unverändert 10 €, Doppelheft 20 €

Abonnement für 1 Jahr: 39 € (statt bisher 37 €). Ausland zuzüglich Porto.

Studenten, Rentner und Arbeitslose 22 € (statt bisher 20 €), Nachweis beilegen. Ermäßigte Abos bitte nur direkt bei *Berliner Debatte Initial* per Post oder per Fax bestellen. Das Abonnement gilt für ein Jahr und verlängert sich um jeweils ein Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

PDF-Dateien, auch ältere Ausgaben, Lieferung per E-Mail. Ein komplettes Heft kostet genauso viel wie die jeweilige Druckausgabe. Einzelne Artikel: Grundgebühr 2 € plus 1,50 pro Artikel. Einzelheiten siehe www.berlinerdebatte.de.

Bestellungen: leidenschaften@berlinerdebatte.de. Siehe auch Impressum.

Christoph Henning

Verdinglichung als Schlüsselbegriff Kritischer Theorie

Zur Antikritik an Axel Honneths Rekonstruktion

Der Begriff „Verdinglichung“ war einer der wichtigsten Begriffe in der Sozialtheorie des westlichen Marxismus. Gegenüber seinem Zwillingbegriff „Entfremdung“, der eher eine Befindlichkeit bezeichnen und erklären möchte¹, wollte er einen durch die kapitalistische Produktionsweise tiefgreifend veränderten Weltzustand erfassen. Er bezeichnet näherhin soziale Pathologien, die primär aus einer systematischen Mißhandlung von Menschen und dem Mißverständnis von sozialen Beziehungen als Sachen bestünden; zugleich würden mißlicherweise Dinge (wie Aktiengesellschaften oder Währungen) wie Personen behandelt (vgl. Bakan 2004). Aus marxistischer Perspektive fügt dies den „objektiven“ Kalamitäten, die der Kapitalismus mit der Ausbeutung, der Ungleichheit und den zyklischen Krisen beschert, noch das subjektive Leid hinzu, daß die Menschen sich selbst, einander und ihre Gesellschaft nicht mehr recht verstehen. Sie fühlen sich in ihrer Gesellschaft also nicht nur „fremd“ (und damit unwohl), sie lehnen sich außerdem trotz ihres Ungemachs nicht in der Art und Weise auf, wie es zunächst zu vermuten und vielleicht zu wünschen steht. Verdinglichungskritik war somit keine rein kontemplative Angelegenheit, sondern zugleich in praktisch-politische Auseinandersetzungen aufklärend eingebunden – daher auch der Name Praxisphilosophie. Kritik und Praxis sind hier eng verklammert; und das gilt es neu zu entdecken.

Georg Lukács (1923) hat den Begriff der Verdinglichung, der, obgleich meist übersehen, schon in der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie vorkommt, systematisch elaboriert und auf die Kultur angewandt. Er machte dann,

wenn auch mit einigen Wandlungen, in der Kritischen Theorie eine steile Karriere: die *Dialektik der Aufklärung* ist ohne ihn nicht denkbar, und auch Jürgen Habermas (1981) nahm in seiner kommunikationstheoretischen Rekonstruktion Kritischer Theorie Bezug auf diesen Begriff, allerdings mit einer bedeutsamen Verschiebung (dazu Dannemann 1987; Demmerling 1994). Da der Marxismus in der akademischen Welt unbeliebt geworden ist, ist es dort inzwischen still um diesen Begriff geworden. Gleichzeitig wird das Phänomen jedoch in Literatur, Film oder Theater immer wieder neu thematisiert.² Das spricht weniger gegen die Kunst, die oft näher am Puls der Zeit ist, sondern eher gegen die Sozialtheorie, sofern sie dies nicht mitvollzieht – die intellektuelle Erbschaft der Kritischen Theorie verpflichtet ja darauf, zeitgenössisches künstlerisches Schaffen als protosoziologische Diagnose zu interpretieren und aufzugreifen.

In seinem jüngsten Buch hat nun auch Axel Honneth, Nachfolger von Horkheimer und Habermas, den kritisch-theoretischen Begriff der *Verdinglichung* auf neue Weise interpretiert (Honneth 2005). Dabei hat er zugleich die Reichweite seines bisherigen Anerkennungskonzeptes erheblich erweitert und das Konzept noch abstrakter gemacht.³ Wie bei seinen Vorgängern (vgl. Habermas 1976) wird der Begriff aus einer philosophischen Systematik heraus „rekonstruiert“, die nicht die Marxsche ist; in diesem Fall moralphilosophisch. Die Rekonstruktion einer schon ausformulierten Theorie ist stets ein Wagnis, da sie starke Auflagen hat: Sie muß nämlich erstens *ebensoviel erfassen* wie die Theorie,

die sie zu ersetzen beansprucht, sonst wäre es eher ein Verlust als ein Gewinn – dies ist eine Frage ihres Geltungsumfangs, der auf der Beispielebene abzumessen ist. Sie muß der älteren Theorie zweitens gravierende *Mängel nachweisen* – eine Aufgabe der Theoriekritik, welche die Ausrufung von Paradigmenwechseln daher oft begleitet. Und sie muß drittens die angesprochenen Phänomene *besser erklären* als die ältere Theorie – eine Frage der explanatorischen Kraft, die letztlich nur von Dritten beurteilt werden kann. Die These des vorliegenden Beitrags lautet, daß Honneths Rekonstruktion bei näherem Hinsehen keine dieser drei Auflagen erfüllt. Diese These nimmt der Beitrag daher zum Anlaß, den Gehalt des Verdinglichungstheorems vor Verkürzungen zu „retten“.

Kritik philosophischer Unterbestimmungen I: Die erkenntnistheoretische Deutung

Das Wort „Verdinglichung“ deutet schon an, daß hier ein Etwas zum Ding wird, das eigentlich kein Ding ist – die Eigentlichkeit des Dings ist das Nicht-Ding. Dabei stellen sich sogleich die zwei Fragen, was dieses „etwas“ denn vorher war, und wie sich das wissen läßt, wenn es doch jetzt ein Ding ist. Diese Fragen gehen deutlich in eine erkenntnistheoretische Richtung, sie fragen nach den „Bedingungen der Möglichkeit“ der Rede von Verdinglichung. Schon Adornos Verwendung des Verdinglichungstheorems war erkenntniskritisch ausgerichtet, indem er die objektivierend-gleichmachende Wirkweise begrifflichen Denkens kritisierte.⁴

Auch Honneths Buch läßt sich in dieser Weise verstehen, denn der Kern seiner Ausführungen ist der Aufweis einer vorgängigen „befürwortenden Einstellung“ zur Umwelt (gegenüber Mitmenschen, der Natur und dem Selbst), die in Phänomenen der Verdinglichung lediglich gelehnet oder vergessen werde (Honneth 2005a: 42). Der quasi-transzendente Aufweis einer primordialen Anerkennung dient dieser Denkmöglichkeit einer Verdinglichung im und durch das *Denken* (ebd.: 71).⁵ Dieser „höherstufige“ Verdinglichungsbegriff läßt sich

allerdings, wie Honneth einräumt, nur noch schwer auf eine konkrete Ebene anwenden (ebd.: 70). Was könnte er hier auch beitragen? Das ist in Honneths Rekonstruktion jedoch gar nicht nötig, denn sein Analyserahmen will Verdinglichung gerade *nicht* mehr an gesellschaftlichen und ökonomischen Zwängen, sondern bereits an einer fundamentalen „Aufmerksamkeitsminderung“ der Subjekte festmachen (ebd.: 71). Diese Reformulierung ist also zunächst erkenntnistheoretisch zu lesen.

Deutet man Verdinglichung erkenntnistheoretisch, so werden die damit bezeichneten Phänomene zu solchen, die sich durch Überlegung aufheben ließen. Ich muß durch Nachdenken herausbekommen können, daß dieses Wahrgenommene gar kein dinghaftes „Etwas“ ist, sondern beispielsweise eine Person oder eine reichhaltige situative Qualität (ebd.: 35f.). Dieses Motiv ist junghegelianisch – bei den Junghegelianern standen an erster Stelle Gott oder der Staat, deren supponiertes Sein sie durch *richtiges Denken* aufzulösen trachteten. Verortet man die Quelle der Verdinglichung schon im Denken, liegt diese Ursache sehr tief: Entweder sind es wie bei Heidegger und Adorno die Anfänge des Denkens bei den Griechen, die für diese Vorhandenheitsmetaphysik verantwortlich zeichnen, oder es sind, wozu Honneth mit Habermas eher neigt, die Anfänge des Denkens in der Kindheit. In beiden Varianten will die junghegelianische Kritik des falschen Denkens letztlich auf ein *richtiges Denken* hinaus.⁶ Auf dieses Motiv läuft auch Honneths Buch zu, wenn es nach „anererkennungssensitiven Formen des Erkennens“ ruft (ebd.: 67f.). An beide Ebenen, Frühgriechentum wie Kindheit, kommen sozialphilosophische Analyse und emanzipatorische Praxis jedoch schwer heran. Statt bestimmte gesellschaftliche Phänomene zu analysieren und zu kritisieren, wird man daher eher Descartes und Kant oder ersatzweise den entwicklungspsychologischen Kognitivismus tadeln (ebd.: 48). Von einer sachhaltigen Sozialtheorie sind beide Varianten damit noch weit entfernt.

Daher ist kritisch nachzufragen: Erfäßt die erkenntnistheoretische Rekonstruktion auf der Beispielebene überhaupt das, was bei Georg Lukács mit Verdinglichung gemeint

war?⁷ Wird ein Mensch tatsächlich als Ding behandelt, ändert sich dies, wenn er selbst oder sein Sklavenhalter durch Denken oder durch eine philosophische Lektüre zu dem Schluß kommt, daß es sich „eigentlich“ anders verhält? Meinte Lukács nicht eher die übermächtigen Verhältnisse, die sich dinghaft verhalten, und gegen die kein Denken so schnell ankommt? Das wäre keine „Sache des Denkens“ mehr, oder doch nur sehr vermittelt. Das war stets der Einwand radikalerer Denker wie Moses Heß oder Karl Marx gegen die Junghegelianer.⁸

Dieses Dilemma steht auch hinter der Beispielebene in *Geschichte und Klassenbewußtsein*, etwa wenn der vielzitierte Journalist, um sich auf dem Markt zu behaupten, maßgeschneiderte Geschichten verkaufen muß, selbst wenn das seinem Stilempfinden widerspricht. „Denkt“ er anders, dann auf Gefahr der Prekarisierung hin. Auch in der diagnostischen Literatur bilden nicht Denkfehler, sondern solche als „real“ dinghaft erlebten Mächte das Problem.⁹ Gegenüber dieser Beispielebene greift die erkenntnistheoretische Deutung zu kurz.

Ist die Frage im erkenntnistheoretischen Sinn, warum etwas als Ding *wahrgenommen* wird (bzw. wie dies möglich ist), stehen Kants Überlegungen zur Gegenstandskonstitution im Hintergrund – und damit das Problem, wie man von dem vordinglichen Etwas, dem „Ding an sich“, wissen können soll. Honneths vorgängige und nochmals tiefergelegte „Anerkennung“ antwortet somit zumindest implizit auf die Frage nach dem Ding an sich – ein ethisierter Kantianismus. Zwar behandelte auch Lukács (1923: 291f.) das Ding an sich, wobei er auf neukantianische Diskussionskontexte zurückgriff. Doch dies ist gerade keine Parallele: für Lukács ist die Weise des Erkennens keineswegs die *Ursache* für die Verdinglichungen. Für ihn ist vielmehr umgekehrt das gesellschaftliche Phänomen der Verdinglichung eine Ursache dafür, daß die Erkenntnistheorie sich mit solch abstrakten Fragen, die sie doch nicht lösen kann, überhaupt abgibt. Erkenntnistheorie ist für ihn nicht Erklärung, sondern *Symptom* der Verdinglichung.¹⁰

Der Kontrast zwischen Honneth und Lukács in dieser Frage könnte also kaum größer sein. Honneth scheint eine „im Normalfall“

(Honneth 2005: 67) funktionierende Sozialität vorauszusetzen, die lediglich in einigen Fällen falsch *denkt*; Lukács setzt eine grundlegend gestörte Sozialität voraus, die auch – aber nicht nur – ein falsches Denken und Philosophieren *nach sich* zieht. Dieser Gegensatz ist nicht nur „begrifflich“, er impliziert zudem gegensätzliche Werturteile, verschiedene Gesellschaftstheorien und andere Philosophieverständnisse (hier manifest in der verschiedenen Bewertung der Erkenntnistheorie für den Alltag). Wie läßt sich dieser Gegensatz erklären?

Hier kann die Wirkungsgeschichte, nach der die Hermeneutik in solchen Fällen zu fragen pflegt, als vermittelndes Glied dienen. Denn bereits Horkheimer und Adorno sowie später Habermas haben die Erkenntnistheorie als sozialphilosophische Disziplin etabliert: zunächst hat die *Dialektik der Aufklärung* den Verblendungszusammenhang aus der spezifisch kapitalistischen Verankerung gelöst und in (im Wortsinne) „mythische“ Urzeiten verlegt, menscheits- wie entwicklungsgeschichtlich. Herrschaft läge bereits im „identifizierenden Denken“ der Tauschlogik, Unterdrückung im Telos der Naturbeherrschung. Daher käme es vor allem darauf an, wieder zu einer volleren Konzeption von Vernunft zu kommen, wie immer diese aussehen mochte. Eine solche Position vertrat Adorno noch im Positivismusstreit, dessen unbefriedigender Ausgang Habermas zu einer weit ausholenden Erkenntniskritik veranlaßte, die zugleich – heute schwer nachvollziehbar – Gesellschaftstheorie zu sein beanspruchte.¹¹ Ohne diese Wirkungsgeschichte ist die Fokussierung auf das Denken bei Honneth kaum zu begreifen.

Die erkenntnistheoretische Deutung führt allerdings in schwerwiegende Probleme. Zunächst hat sie damit zu kämpfen, daß sie auf einer Ebene operiert, die schwer zu veranschaulichen ist und daher auf die eigentlich relevante Beispielebene nicht mehr paßt. Zudem führt sie in ein Dilemma, das über sie hinausführt: Erscheint das Ding *für uns* als Ding, so können wir nicht erkennen, daß es eigentlich keines ist – das war schon der Grund für die breite Ablehnung von Kants „Ding an sich“. Wie entkommt man dieser Paradoxie? Ein möglicher Weg zur Erkenntnis des Nichterkennbaren wäre

der Zugang zu einer „höheren“, privilegierten Erkenntnis, etwa einer Intuition, einer Schau oder einem Erleben.¹² Doch dieser *deus ex machina* läßt sich gerade nicht voraussetzen, denn sonst würde das Ding gar nicht erst *als* Ding wahrgenommen, zumindest nicht von vielen und auch nicht immer. Dieser Ausweg ist also keiner, jedenfalls solange nicht erklärt wird, *warum* dieses Wissen so oft wieder „vergessen“ wird – und mit dieser Ebene wären wir wieder bei der Sozialtheorie. Gegenüber Lukács' älterer Variante der Verdinglichungskritik wäre so jedenfalls nichts gewonnen.

Wird diese höhere Erkenntnisquelle aber angenommen¹³ und dennoch eine Verdinglichung durch das Denken beklagt, so verwandelt sich die erkenntnistheoretische Defizienz in ein geistig-moralisches Vergehen – das Denken des Dinges als *peccatum originale*. Mit Heidegger ließe sich hier von einem „Verfallen“ als einem Zurückbleiben des Daseins hinter seiner eigentlichen Selbstwahrnehmung (seinem Seinkönnen) sprechen (vgl. Henning 2001). Honneths Rede vom wahrnehmend-denken-den Übergehen der „Werthaftigkeit“ (2005a: 42) des anderen, der Natur und seiner selbst erhält somit eine moralische Schlagseite; mehr noch als bei Heidegger.¹⁴ Auch diese Wandlung reicht weit in die Geschichte der Kritischen Theorie zurück.

Kritik philosophischer Unterbestimmungen II: Die moralphilosophische Deutung

Die Kritische Theorie hat sich spätestens mit Habermas auf moralphilosophische Positionen umgestellt (oder, je nach Interpretation: zurückgezogen): Die Erkenntniskritik im Positivismusstreit störte sich vor allem am naturwissenschaftlichen Vorbild, das stellvertretend Karl Popper den Sozialwissenschaften vorgeben wollte, obwohl es das Eigentliche (was immer es sei) nicht erreichen könne oder dieses gar zerstöre. Dieses Motiv weist zurück auf die Kulturkritik der ersten drei Dekaden des 20. Jahrhunderts – die Zeit, in der auch Lukács' Verdinglichungstheorem entstand. Im damaligen geistigen Klima wurde die Dinglichkeit,

inspiriert von einer lebensphilosophischen Vergegenständlichungskritik, zum Topos der Abgrenzung von den Naturwissenschaften. Die Verwandlung in eine „Dinghaftigkeit“ erschien als ein typisch naturwissenschaftlicher Zug, vor dessen Zugriff man wichtige menschliche Bereiche retten wollte.

Diese kulturkritische „Rettung der Phänomene“ vereinte so verschiedene Denker wie Henri Bergson, Edmund Husserl, Ludwig Klages und Karl Mannheim, oder später Horkheimer und Adorno. Doch allzu häufig schüttete diese Kritik das Kind mit dem Bade aus. Denn die modernen Naturwissenschaften haben es weniger mit „Dingen“ als vielmehr mit Kräften, Relationen und Gesetzmäßigkeiten zu tun. Dies widerspiegelte sich dann in Wittgensteins Primat des Satzes vor dem Wort. Die frühe analytische Philosophie, die ebenfalls Verdinglichungskritiken formulierte, war ja nicht zufällig von Einsteins Relativitätstheorie und Ernst Machs Phänomenalismus inspiriert – die beide naturwissenschaftlich, aber höchst „undinglich“ ausgerichtet waren. Schon die Marxsche Verdinglichungskritik war zwar antisubstantialistisch, indem sie aufzeigte, daß die vorgeblichen „Dinge“ eigentlich gesellschaftliche Verhältnisse meinten und sie so verschleierten; aber sie war gerade nicht naturwissenschaftsfeindlich.¹⁵ Den Abschied von der traditionellen Substanzmetaphysik, der die Verdinglichungskritik ja motivierte, mußte man daher keineswegs gegen die Naturwissenschaften in Stellung bringen. Ein „Naturalismus“, also die Fehldeskription sozialer Verhältnisse als ewig und natürlich, folgt keineswegs notwendig aus den Naturwissenschaften oder empirischen soziologischen Untersuchungen vom „Beobachterstandpunkt“ (Honneth 2005a: 37). Es ist folglich nicht „die“ neuzeitliche Naturwissenschaft oder „die“ Theorie *per se*, die einem Primat des Dinges über komplexere und angemessenere Betrachtungsweisen den Weg bereitet.

Unterstellt man den modernen Natur- und Sozialwissenschaften aber mit Heidegger und Adorno, sie würden im cartesischen Denken von Dingen (*res extensae*) und ihren Eigenschaften aufgehen, so erscheint es als ratsam, sich abstrakt einer solchen „Naturalisierung“ von

Mensch und Gesellschaft entgegenzustellen. Es ist nun ein Erbe des Neukantianismus, solchen Naturbegriffen die „höhere“ Ebene der Werte – also der Moral – gegenüberzustellen. Der zurechtgestellten Naturwissenschaft wird so mit dem Holzhammer der Moral begegnet (ein Philosophieren mit dem Hammer), als gebe es zwischen Natur und Ethik nicht entscheidende Zwischenbereiche – etwa die Sozialität, das eigentliche Thema der Verdinglichung.

Dieser verkürzte Dualismus ist noch in Honneths „zwei Polen“ des Erkennens zu erahnen (2005a: 67).¹⁶ Auf diese Weise fällt Lukács' eigentliches Thema, die kapitalistische Gesellschaft, zwischen einer erkenntnistheoretisch reformulierten Verdinglichung als Denkakt und einer transzendentalpragmatischen Ur-Anerkennung seltsam hindurch. Es wäre beispielsweise denkbar, daß in einer verdinglichten Gesellschaft glückende Sozialbeziehungen immer seltener werden, so daß die immer schon „vorgängige“ Anerkennung, auf die Honneths Neuauslegung abstellt, gar nicht mehr ohne weiteres gegeben ist.¹⁷ Was dann? Diese Realebene wird mit der Beschwörung einer immer schon vollbrachten, gegenseitigen Anerkennung auf seltsame Weise verfehlt.

Honneths Rekonstruktion der Verdinglichung bewegt sich zwischen den beiden Polen von Wahrnehmung und Moral: Einerseits scheint es sich um eine „Denkgewohnheit“ (ebd.: 39) zu handeln, die sich aufgrund einer *unwillkürlichen* „Aufmerksamkeitsminderung“ (ebd.: 71) einschleicht und mißlicherweise zu einem reinen „Beobachterstandpunkt“ (ebd.: 37) und einer „objektivierenden Einstellung“ (ebd.: 79) führt.¹⁸ Andererseits gibt es die Möglichkeit, auf die die Vorgängigkeit der fundamentalen Anerkennung nahezu festlegt, daß dieses Abblenden *absichtlich* geschieht, und zwar in bezug auf Menschen: Dies wäre eine bewußte „Leugnung der Anerkennung um eines Vorurteils oder Stereotyps willen“ (ebd.: 72). Sie hat gerade wegen dieser Bewußtheit zwar noch immer eine kognitive Dimension, stellt nun aber zugleich einen moralisch zurechenbaren Tatbestand dar. Man versündigt sich im Denken an der Fundamental-Anerkennung, die man ja vorgängig immer schon vollzogen hat (ebd.: 60).

Welchen „begrifflichen“ Gewinn erbringt nun diese Moralisierung? Führt die erkenntnistheoretische Lesart zu dem Dilemma, daß eine schon auf dieser basalen Ebene angesiedelte Verdinglichung entweder nicht als solche erkennbar, oder wenn erkennbar, dann nicht gegeben wäre, so hat die moralische Deutung das Problem, daß eine Objektivierung keineswegs immer verwerflich ist. Man denke etwa an medizinische Therapien oder Armutsberichte, die zwar objektivierend vorgehen, aber dies gerade im Interesse der Betroffenen tun – oder zumindest darauf rechnen dürfen, daß dies allgemein angenommen wird.

Diese Simmelsche Doppelseitigkeit eines Freiheitsgewinns durch Versachlichung (vgl. Simmel 1900; Gehlen 1952) bringt Honneth selbst ins Spiel – zwar nur gegen Lukács (Honneth 2005a: 28, 65), doch der Einwand gilt für seine eigene Reformulierung nicht minder: Was soll man gegen Verdinglichung eigentlich noch einzuwenden haben, wenn gar nicht ausgemacht ist, daß sie per se ablehnenswert ist? Auch mit der moralphilosophischen Betrachtung ist also die Lukácssche Ebene einer Sozialkritik noch nicht erreicht; vielmehr wird fraglich, was an einer so verstandenen Verdinglichung überhaupt noch auszusetzen ist – „im Normalfall“ (ebd.: 67) ja gerade nichts.¹⁹ Wenn das von Marx und Lukács so vehement Kritisierte zum neutralen Normalfall wird, so liegt das wohl weniger an einer moralischen Umwertung aller Werte der Kritischen Theorie, sondern eher – und schlichter – daran, daß die Rekonstruktion offenbar die Beispielebene verfehlt. Sie rekonstruiert etwas anderes, als einmal gemeint war. Es geht bei Verdinglichung nicht primär um ein Problem der „Erkenntnis“ (ebd.: 69), oder wenn, dann nur abgeleitet. Folglich geht es auch nicht um ein moralisch zurechenbares Unterschlagen von eigentlich immer schon Erkanntem.

Eine moralisierende Lesart ist auf der Phänomenebene immerhin plausibler als eine rein erkenntnistheoretische. Wird jemand beispielsweise als ein „Etwas“ bezeichnet – als „Ausschußware“, „Dienstleistungserbringer“ oder „Sexobjekt“ –, wird sie oder er darin kaum einen erkenntnisbedingten Fehler sehen (und eine Entschuldigung könnte nicht

lauten: „Ich habe mich geirrt“), sondern eher eine moralische Verfehlung. Man kann den Verdinglichungsbegriff also durchaus moralisch *gebrauchen*. Doch ist damit schon ausgemacht, daß diese Verdinglichung durch eben diese moralische Verfehlung *hervorgerufen* wird? Will man dies behaupten, wären zunächst moralische Vergehen aufzuspüren, die primär im kognitiven Bereich liegen. Als Beispiele für solche Fehlurteile gibt Honneth nun Vorurteile und Stereotype an (ebd.: 72). Solche gibt es in der Tat genug. Doch die Frage ist erneut: Erfasst diese Beispielebene das, was gemeinhin mit „Verdinglichung“ gemeint ist – daß soziale Verhältnisse als Dinge gehandelt werden und Menschen sich selbst so verstehen? Honneth kritisiert Lukács beispielsweise dafür, daß er die Diskriminierung etwa gegenüber Frauen oder Juden nicht beachtet habe (ebd.: 98, 102). Doch nennen wir derart entwürdigende Behandlungen wirklich „Verdinglichung“? Handelt es sich nicht vielmehr um Diskriminierung und Verachtung? In solchen Fällen ist die „Anerkenntnis“, daß es sich um Menschen handelt, durchaus gegeben, was sich auch sprachlich niederschlägt – auch Honneth unterstellt ja lediglich, dies würde zwischenzeitlich vergessen. Doch das schützt die Betroffenen gerade *nicht* vor Mißhandlungen. In vielen gegenmodernen Ideologien gibt es Grade von Menschlichkeit: Frauen, Fremde, Ungläubige, „feindliche Kämpfer“ oder Randgruppen können daher möglicherweise auf weniger Solidarität rechnen. In diesem Fall würde auch die gewünschte höhere Anerkennungssensitivität nur wenig ausrichten – diese Menschen sind ja auch „vorgängig“ immer schon degradiert. Verachtung, nicht Verdinglichung ist hier der angemessene Begriff.²⁰

Gegen die Gleichsetzung von Verachtung und Verdinglichung spricht zudem, daß solch verachtende Behandlungen keineswegs immer distanziert und berechnend (ebd.: 101), sondern zuweilen emotional stark aufgeladen sind. Das paßt nicht in die erkenntnistheoretische Deutung der Verdinglichung als Blick aus der „Beobachterperspektive“ (ebd.: 36). Wird die moralische *Bewertung* von Verdinglichungsphänomenen unbesehen zu einer *Erklärung*, schießt sie also über ihr Ziel hinaus – und verfehlt es

damit. Verdinglichung und Diskriminierung bezeichnen letztlich Verschiedenes, zumindest sind sie nicht kongruent. Das zeigt sich schon sprachlich: Die Selbstverdinglichung und die verdinglichte Wahrnehmung gesellschaftlicher Verhältnisse, die bei Marx und Lukács im Zentrum standen, lassen sich schwerlich als „Selbstdiskriminierung“ oder als „Verachtung von Zusammenhängen“ reformulieren. Hier klemmt etwas.

Man könnte Verdinglichung und Verachtung auf eine begriffliche Skala zu bringen versuchen, und die Unterscheidung zu einer graduellen machen. Es ist jedoch fraglich, wie eine an sich unproblematische Objektivierung durch bloße Steigerung plötzlich in Verachtung umschlagen soll. Niemand dürfte Dinge lediglich ob ihrer Dingheit verachten; qualitativ anderes muß hinzukommen, was von einer plötzlich moralrelevanten (und darum gerade nicht mehr dinglichen) Qualität des Verachteten zu reden erlaubt. Wir sind damit aus der Verdinglichungskritik in Richtung „echter“ Moralphilosophie ausgestiegen und haben begrifflich nichts hinzugewonnen. Wozu diese Moralisierung der Kapitalismuskritik? Mit welchem Recht wird Moralphilosophie hier nicht als Ergänzung, sondern als Substitut der Sozialtheorie gehandelt?

Auch hier ist ein Blick auf die Wirkungsgeschichte des Verdinglichungstheorems hilfreich. Denn eine moralphilosophische Lesart der Verdinglichungsthematik hat bereits Jürgen Habermas erarbeitet. Diese war insofern gehaltvoll, als es ihm nicht mehr, wie in der älteren Kritischen Theorie, primär um ein Denken, sondern durchaus um soziale Strukturen und Prozesse ging. Die Ausrichtung dieser Reformulierung war gegenüber der Version von Georg Lukács allerdings stark verändert. Verantwortlich für objektivierende Selbstmißverständnisse von Menschen war für Habermas nicht mehr die kapitalistische Wirtschaftsweise, sondern im Sinne Hegels und Max Webers vielmehr deren „Aufhebung“, der bürokratische Staat. Bereits Habermas' „klassenspezifisch ausgelöste Verdinglichung“ (1981 II: 513) bestand aus einer moralisch verwerflichen Tat, nämlich der Mißachtung und Unterminierung der Spontaneität der Bürger, welche durch die staatliche

Fürsorge eingeschränkt und erstickt zu werden drohen. Eigentlich un- bzw. amoralisch sind damit zwar erst die Bürger, wenn sie sich zu entmündigten Klienten entwickeln und sich so an der republikanischen Tugend vergehen, die Habermas ihnen hier implizit zuweist. Dafür verantwortlich zu machen ist aber in der Habermasschen Lesart zumindest auch der Sozialstaat.²¹ Damit gehört Habermas bereits in das dritte Paradigma, die Marktphilosophie.

Kritik philosophischer Unterbestimmungen III: Marktphilosophische Deutung

Sieht man sich verschiedene Formulierungen der Verdinglichungskritik näher an, stößt man auf eine merkwürdige Tautologie. Scheinbar können nicht nur Nicht-Dinge verdinglicht werden; die Rede ist bei Marx, Heidegger, Lukács und Honneth vielmehr auch von einer – auf den ersten Blick sinnlosen – Verdinglichung von Dingen. Bei Heidegger geht die Kritik in die schon genannte theoriekritische Richtung, die verwandelt bei Honneth reüssiert: In die Kritik geraten Praxen, die qualitativ und situativ reichhaltige Gegenstände auf ihr bloßes Vorhandensein reduzieren, das lediglich noch registriert wird.²² Doch Dinge sind die Dinge, jedenfalls diese, offensichtlich schon zuvor. Wir hatten jedoch gesehen, daß die Naturwissenschaft eigentlich kein geeigneter Adressat dieser Kritik ist, da bei ihr der Dingbegriff nicht im Vordergrund steht. Die Wissenschaftskritik geht also bei der Verdinglichung von Dingen eigenartig fehl; so lange jedenfalls, wie sie sich nicht auf sich selbst zurückwendet – auf *philosophische* Verstandnisse von Welt und Mensch, die eine dinghafte Perspektive häufig allererst einführen.²³ Aber die philosophische Betrachtung ist der Alltagsebene reichlich fern, sie kann daher schwerlich für die *realen* Verdinglichungen verantwortlich gemacht werden (außer man hängt dem Narrativ der „Seinsgeschichte“ an – doch ging es selbst Heidegger nicht primär um eine Kritik der Wissenschaften, denn diese stellen für ihn nur den „derivaten Modus“ einer tieferliegenden Verfehlung dar, die sich schon im Alltagsleben findet).

Sehen wir uns zur Rückversicherung daher noch einmal die Beispielebene für Verdinglichungen an. So nennt Heidegger (1936: 9) etwa „Kohlen aus dem Ruhrgebiet“ und „Baumstämme aus dem Schwarzwald“. Es geht hier also nicht um irgendwelche Dinge, sondern um Waren. Lukács (1923: 257) spricht ebenfalls schon auf der ersten Seite aus, daß es ihm um die Warenform geht. Auch Marx nennt Waren „Dinge“, die erst in der Warenform eine neue, „gespenstige Gegenständlichkeit“ erfahren.²⁴ Verdinglichung in diesem zentralen Sinn benennt also eine Verwandlung von alltäglichen Gebrauchsdingen in eine Warenform. Die englische Sprache kann diesen Prozeß besser nominalisieren: Es geht nicht nur um „reification“, sondern speziell um „commodification“ (der Name „Kommerzialisierung“ kommt dem nahe, benennt aber die spezifische *Gegenständlichkeit* für den Markt nicht hinreichend). Der Übergang von einer Verdinglichung von Dingen, also einer „Kommodifizierung“ von Gebrauchsgütern, zu einer Verdinglichung von Nicht-Dingen ist auf diese Weise unspektakulär zu erklären: Schließlich werden nicht nur Objekte auf dem Markt gehandelt, sondern auch andere „Güter“ wie Rechte, Firmenanteile, Dienstleistungen oder Patente; und dies sogar zunehmend. Hier werden offensichtlich Nicht-Dinge verdinglicht, und damit wird die Sache brisanter. Schon Tönnies, Simmel und Adorno parallelisierten daher die erkenntnistheoretische Deutung der Verdinglichung mit einer marktphilosophischen, auch wenn die Beziehung zwischen ihnen meist unklar blieb und der Tausch eher illustrativen Charakter hatte.

Die Bestimmung dessen, was im Tausch verdinglicht als Ware fungieren kann, ist nun keine erkenntnistheoretische oder moralische mehr – schon für Aristoteles kannte der an Gewinn orientierte Handel (Chrematistik) keine natürlichen Grenzen. Wo die Grenze jeweils liegt, ist eine empirisch-soziologische Frage, die man aus einer Untersuchung von Verdinglichungsphänomenen schwerlich wird heraushalten können.²⁵ Daher verwundert es, daß Honneth eben dies tut: Er entschließt sich, die „marxistische Prämisse“, den „soziologischen Erklärungsrahmen der Lukácsschen Verdinglichungsanalyse im ganzen zu verab-

schieden“ (Honneth 2005a: 99). Verwunderlich ist dies vor allem deswegen, weil die Beispiele für Selbstverdinglichungen, die erst am Ende der Ausführungen gegeben werden, diese also nicht mehr beeinflussen können – „Bewerbungsgespräche, bestimmte Dienstleistungen oder organisierte Partnervermittlungen“ (ebd.: 104) –, gerade dem Thema der Marxschen Analyse entstammen, nämlich der kapitalistischen Marktvergesellschaftung, die die Subjekte im Sinne ihrer Marktfähigkeit zuzurichten trachtet. Die Prominenz dieser gesellschaftlichen Sphäre drängt sich in der Beispielebene wie von selbst wieder auf. Damit erscheint die Verabschiedung des Lukácsschen Ansatzes als voreilig.

Aber geht es bei Lukács wirklich in erster Linie um Tauschprozesse? Sieht man genauer hin, *was* Honneth an Lukács eigentlich ablehnt, bemerkt man eine merkwürdige Verkürzung: Lukács kenne „Phänomene der Verdinglichung überhaupt nur in enger Verknüpfung mit Tauschprozessen“ (ebd.: 98). Damit entfällt erstens Lukács' weberianische Kritik an der Bürokratie, am Recht und an der Rationalisierung, die für Habermas so wichtig wurde. Zweitens stellt dies eine Verkürzung von „Wirtschaft“ auf „Tausch“ dar, die sich bei Marx nicht findet, und die auch für Lukács keineswegs vorauszusetzen ist. Es ist vielmehr das Wirtschaftsverständnis der Neoklassik, der heute dominanten nichtmarxistischen Wirtschaftstheorie. Daß Honneth die „Privilegierung der Wirtschaftssphäre“ ablehnt (ebd.) und sich insbesondere nicht erklären kann, wie es zum Übersprung von dortigen, sicher eingegrenzten Prozessen auf die restliche Gesellschaft kommen solle²⁶, dürfte an eben dieser Verkürzung auf den Tausch liegen.

Solange in der akademischen Welt Marxi- sten etwas zu sagen hatten, haben diese nahezu phrasenhaft wiederholt, daß der Kapitalismus nicht in Tauschprozessen aufgeht. Warentausch gab es lange vor dem modernen Kapitalismus, dieser allein erklärt darum das moderne Spezifikum nicht. Die Analyse des Marktes ist selbst bei Karl Marx daher noch vergleichsweise neutral.²⁷ Solange man die Wirtschaftssphäre lediglich aus Tauschakten bestehen läßt und diese im Sinne der soziologischen Ausdifferenzierungstheorie an einem als sauber eingegrenzt

imaginierten Ort – „dem“ Markt – vonstatten gehen läßt, der von anderen Systemen wie Politik oder Kultur klar getrennt sei (eine überaus fragwürdige systemtheoretische Annahme, die allerdings auch von Kommunitaristen wie Michael Walzer geteilt wird), solange ist in der Tat unklar, wie ein Merkmal dieser Sphäre auf eine andere Sphäre oder gar auf alle anderen überspringen können soll. Doch das unterläuft Lukács' Verdinglichungskonzept. Es entstammt einer anderen Gesellschaftstheorie, um die man nicht kürzen kann, ohne das Konzept tatsächlich sinnlos erscheinen zu lassen. Die Sinnlosigkeit liegt dann jedoch nicht an der Konzeption selbst, sondern an deren defizitärer Rekonstruktion. Diese ist darum auf ihre Angemessenheit zu befragen. Erinnern wir daher kurz an das, *was* hier eigentlich rekonstruiert werden soll.

Das Entscheidende und Unterscheidende des modernen Kapitalismus ist nach Marx, ohne den Lukács nicht zu begreifen ist, die Struktur des Produktionsprozesses. Im Fokus der Kritischen Theorie schon Adornos stand hingegen das Identitätsdenken, und mit ihm die Tauschlogik. Zwar wurde diese Verkürzung und Verabstrahierung durch die Fassung der Verdinglichung bei Lukács vorbereitet, sofern dieser sie auf die „Warenform“ und diese allein zurückführte.²⁸ Doch bei allem idealistischen Gepäck zeigen Lukács und sogar noch Adorno zugleich klar auf, wie die Warenform aus der „Wirtschaftssphäre“ in die restliche Gesellschaft hinübergelange: Zunächst ist das, was den Menschen in der Ware als Dinghaftes begegnet, nämlich deren Wert oder Preis, nicht irgendein Ding, sondern ein Nicht-Ding, nämlich menschliche Arbeit. Wird um diese Genesis gekürzt, ist eine ganz zentrale Dimension menschlichen Verhaltens „verdinglicht“.²⁹ Und in Marktprodukten steckt in der Regel nun einmal verdinglichte menschliche Arbeit. Was ist daran rätselhaft? Der Tausch selber verbindet die Gesellschaftsglieder miteinander; wie sollen Charaktere des Tauschprozesses und der Tauschwaren da *nicht* in andere Sphären hinübergreifen?

Wie wir gleich sehen werden, reicht diese Perspektive allein nicht aus. Doch wird schon sie von der Sozialtheorie nicht mehr gesehen, ist der menschliche und gesellschaftliche Anteil

an diesen „Warendingen“ getilgt. Der Status quo wird normalisiert, und es bleibt wenig Kritisierenswertes übrig. Der Effekt einer Marktverdinglichung geht über „reine“ Tauschprozesse jedoch hinaus. Auswirkungen davon finden sich beispielsweise im Konsum, also nach dem Kauf, etwa wenn Menschen Wärme oder Fürsorge als ein Produkt auf dem Markt erwerben zu können meinen.³⁰ Das Problematische daran wird erst klar, wenn man nicht lediglich nach „Beobachterperspektiven“ sucht, sondern für die Waregegenständlichkeit sensibilisiert ist. Eine marktliche Verdinglichung liegt vor, sobald „dinghafte“ Produkte, die letztlich auf menschliche Arbeit zurückgehen, direkte menschliche Kontakte substituieren – der Fernseher ersetzt die Gutenachtgeschichte, der bezahlte Reisebegleiter die Freundin, das Computerspiel die Austragung von Konflikten, das große Auto eine gesellschaftliche Achtung. Eine voreilige Abweisung des Tausches als Erklärungsansatz muß diese Phänomene aus dem Blick verlieren.

Allerdings gibt es bei der marktphilosophischen Deutung wie bei den vorigen Lesarten eine Ambivalenz. Marktprozesse sind keineswegs durchgängig kritisierenswert. Zwar gibt es die passivierende und täuschende Wirkung bestimmter Konsummuster, etwa wenn sie menschliche Nähe substituieren oder Menschen in übergewichtige und ungebildete „couch potatoes“ verwandeln. Doch Konsum spielt keineswegs immer diese Rolle, er kann auch aktivieren wie beim Sport oder beim Buchmarkt, oder er kann von mündigen Verbrauchern emanzipatorisch genutzt werden. Mehr noch, das Marktethos wird von seinen Propheten oft als Heilmittel *gegen* solch konsumistische Verflachungen ins Feld geführt, da der marktliche Wettstreit Unternehmertugenden und Flexibilität hervorbringe. Die Tauschfixierung, vor allem wenn sie auf *Gütertausch* sive Konsum abstellt, gibt damit im Grunde noch keine Kritische Theorie ab, sondern lediglich eine, die „Ambivalenzen“ und Paradoxien feststellt.³¹

Eine zweite Brücke der Warenform in die Gesellschaft bildet die Arbeit als Tätigkeit: Lohnarbeit ist eine mehr als nur „wirtschaftliche“ Tätigkeit, sie bestimmt Lebensläufe und

-stile, Selbstverständnisse und Klassenlagen von Arbeitenden wie Nichtarbeitenden weit mehr, als eine Reduktion der Wirtschaft auf Tauschhandeln je auf den Begriff bringen kann. Zudem prägt die Organisation der gesellschaftlichen Arbeit als Klassenstruktur weite Teile der Gesellschaft. Auf dem Arbeitsmarkt nun werden Arbeitende und Arbeitssuchende *selbst* zur Ware.³² Das ist kein Denkfehler oder moralischer Lapsus, sondern tägliche Realität für die Mehrzahl der Menschen: Sie verkaufen ihre Arbeitskraft und müssen dies tun, nicht nur in der Fabrik, auch als Reinigungskraft, Verkäuferin, Akademikerin oder Berater. Solange man Wirtschaft als Tausch unterbestimmt, läßt sich an arbeitsbasierten Pathologien allerdings wenig kritisieren, da „Arbeit“ nur verdinglicht, als getauschte „Ware“ vorkommt, und dieser Tausch rechtlich abgesichert ist. Damit verschwinden arbeitsbasierte Pathologien vom Suchschirm der Sozialphilosophie – solange sie diese Verdinglichungen nicht als solche freilegt und kritisch hinter den herrschenden Schein zurückgreift. Eben dies tut Honneth hier nicht mehr.

Wie läßt sich dieser Wandel begreiflich machen? Was geschieht in dieser Rekonstruktion? Warum verschwindet die Wirtschaftssphäre, und mit ihr die Arbeit, die bei Lukács im Mittelpunkt stand? Honneth unterschiebt Lukács in einem ersten Schritt ein tauschreduziertes Wirtschaftsmodell, um in einem zweiten Schritt Folgerungen aus diesem zu engen Modell für die Gesamtgesellschaft abzulehnen. Letztlich weist er damit nicht nur Lukács' Antworten, sondern schon seine Fragerichtung zurück (Honneth 2005a: 67). Honneth lehnt den Wirtschaftsbereich als Erklärungsperspektive für Verdinglichung ab (ebd.: 28, 98), doch dies nur, weil *er selbst* Wirtschaft auf Tausch reduziert. Er bleibt dieser Perspektive somit noch in ihrer Negation verhaftet.

Deutlich wird die implizite Tauschfixierung, wenn Honneth Lukács' Verdinglichungstheorem mit *Tauschverträgen* (und darunter fallen auch Arbeitsverträge) abzuweisen versucht: Es könne bei Arbeitsprozessen deswegen schwerlich zu Verdinglichungen kommen, weil ein Arbeitsvertrag schließlich auf gegenseitiger rechtlicher Anerkennung beruhe (ebd.: 94,

100). Wird die Arbeitskraft erst einmal als Ware und nur als Ware betrachtet, läßt sich freilich kaum noch etwas einwenden. Nur war die Verdinglichungskritik eigentlich als *Kritik* einer solch immunisierenden Denkart gemeint, die Ungleichheit, Ausbeutung, Entfremdung und weitere Pathologien des Arbeitslebens mit dem Hinweis auf die Rechtmäßigkeiten der Verträge politisch legitimieren und damit sozialtheoretisch übergehen zu können meinte.³³ Hat sich die Verdinglichung der Arbeitskraft zu einer Ware und des Arbeitenden zu einem Warenbesitzer und „reinen“ Tauschpartner damit nicht bis in Honneths Rekonstruktion hineingeschlichen?³⁴

Auch die tauschphilosophische Lesart der Verdinglichung erweist sich damit als ungenügend. Sie erfaßt die Beispielebene, die im ursprünglichen Theorem angepeilt war, noch immer nicht voll. Sie kritisiert dieses Theorem zudem auf der Folie einer unzureichenden Rekonstruktion und kann somit diesen großen Teilbereich von Verdinglichungsphänomenen, den sie ausblendet, schwerlich besser erklären. Schließlich ist auf der Ebene des Tausches, selbst wenn er wie bei Honneth nur negativ gegeben ist, zwar einiges kritisch einzuwenden, doch finden sich genauso Gegenbeispiele, so daß es bei einer „Ambivalenz“ bleiben muß.

Mit anderen Worten: Tausch allein genügt als Erklärung von Verdinglichung nicht, aber nicht einmal er kommt bei Honneth noch als Erklärungsmuster vor. Reduziert man Sozialtheorie auf Moralphilosophie und Wirtschaft auf Tausch, kann sich die einstige Kritik durchaus in Apotheose verwandeln: Selbstverdinglichung als Befähigung zur Marktförmigkeit erscheint so als Tugend, die den Bürgern und den Arbeitskräften abverlangt, ja sogar aufgezwungen werden kann. Die weltweiten Sozialreformen der letzten Jahre und die neuen Arbeitsphilosophien des Unternehmerlagers belegen dies zu Genüge.

Es zeigt sich mehr und mehr, daß sich die Verdinglichungskritik auf einer nur „begrifflichen“ Ebene nicht angemessen reformulieren läßt. Da aus der Höhenluft des Transzendentalen der Blick auf die Details schwer fällt, und daher komplexere soziale Zusammenhänge schlecht zu erfassen sind, kann eine Theorie

aus einer „höheren Ebene“ (ebd.: 67) wenig mehr tun, als den dinghaften Zustand lediglich noch einmal zu *beschreiben* – in diesem Fall als „Anerkennungsvergessenheit“ (ebd.: 62).³⁵ Die Dinge, die einmal „zuhandene“ Gebrauchsdinge oder gar Nicht-Dinge waren, erscheinen in ihrer verdinglichten Form eben als Dinge, dies kann von deskriptiver Seite nur noch festgestellt werden. Wo daran noch Kritik zu üben sei, ist die Frage – „im Normalfall“ (ebd.: 67) gibt es eben nichts mehr zu kritisieren. Kritisiert werden von Honneth vielmehr *andere* Phänomene, die jedoch sinnvoller eher Verachtung und Diskriminierung zu nennen wären.

Bevor nun im Positiven neu ausgeholt wird, um die Verdinglichungskritik im Sinne Benjamins zu „retten“, ist noch auf eine Parallele in einer anderen Strömung der Sozialtheorie aufmerksam zu machen. In der Folge von David Bloor und Bruno Latour machte jüngst eine Theorieströmung von sich reden, die – einmal mehr – den Subjekt-Objekt-Dualismus zu überwinden sich anschickt. Darin werden Interaktionen in den Mittelpunkt gestellt, die nicht mehr nur zwischen Personen mittels Objekten vonstatten gehen (etwa ein Gespräch über das Telefon oder ein Austausch von E-Mails), sondern die nun zwischen Personen und Objekten geschehen. Solche Interaktionen, die dann „postsoziale Gemeinschaften“ heißen, gehen insofern über normale Mensch-Ding-Interaktionen hinaus, als hier nicht nur ein Mensch ein Objekt behandelt – also etwa ein zorniger Fahrer sein Auto beschimpft, weil es nicht anspringt –, sondern dem Objekt selbst *Akteursqualitäten* zugesprochen werden. Ein berühmter Fall dafür sind Interaktionen von Internetbrokern, für die der virtuelle Finanzmarkt bzw. dessen Repräsentation auf dem Bildschirm selbst eine *Akteursstelle* besetzt. Nun ist die Frage: Stellt dieses Phänomen gegenüber früheren Formen des Animismus etwas grundsätzlich Neues dar? Wird damit nicht jenes Phänomen berührt, das auch die Verdinglichungstheorie beschreiben wollte? Schon für Marx ging diese Bewegung über Kreuz: „sachliche Verhältnisse der Personen und gesellschaftliche Verhältnisse der Sachen“ gehen Hand in Hand (MEW 23: 78). Wie menschliche Verhältnisse als Sachen erscheinen, werden

Dingen nunmehr menschliche Charakteristika zugeschrieben.³⁶ Sachlich ist daran im Prinzip also wenig neu, nur daß die fraglichen Objekte (etwa Computer oder Navigationssysteme) sehr viel raffinierter geworden sind. Was ist also *theoretisch* das Neue? „Neu“ scheint daran nur zu sein, daß das nicht mehr hinterfragt wird. Man beharrt auf der Beobachtungsebene und ruft für sie eine neue geschichtliche Stufe aus. Ein Weiterfragen gilt als „Essentialismus“, den sich ein Konstruktivismus methodisch verbietet. Dabei sind Wesensannahmen für eine Kritik nicht unbedingt nötig (siehe Jaeggi 2005). Zwar wird die Phänomenebene hier glänzend *beschrieben*, systematisch hat eine Verdinglichungskritik hier jedoch wenig zu lernen.

Was also ist Verdinglichung?

Soll Verdinglichung nicht lediglich konstatiert oder gar normalisiert, sondern im Sinne der alten Verdinglichungskritik analysiert werden, ist sie als typisches Phänomen des Kapitalismus zu begreifen. Was aber ist das Typische am Kapitalismus? Es ist nicht der Tausch oder der Markt, denn Märkte gab es bereits in der Steinzeit. Es ist auch nicht bloß die Produktion oder das Arbeiten schlechthin als eine Form des Handelns – gearbeitet haben die Menschen ebenfalls seit der neolithischen Revolution (allerdings nicht alle; auch das ist damit nicht neu). Das bis heute Spezifische des Kapitalismus ist vielmehr die gewinnorientierte *Produktion für den Markt*. An diesem gesellschaftlichen Sachverhalt ist anzusetzen, denn erst in ihm treten die verschiedenen relevanten Verdinglichungsphänomene auf, um die es hier geht.

Marx hat das Phänomen im *Kapital* ganz am Anfang beschrieben, im berühmten Fetischkapitel (MEW 23: 85ff.). Zum Einstieg bietet sich die „Warenform“ darstellungstechnisch deshalb an, weil sie zwei Seiten hat – moderner gesprochen: weil sie ein „interface“ darstellt. Einerseits fallen marktförmige Warendinge nicht vom Himmel, sie müssen irgendwie produziert oder bearbeitet werden. Zu diesen Prozessen läßt sich verdinglichungstheoretisch viel sagen, und dies ist im Rahmen der Arbeits-

und Familiensoziologie auch getan worden. Andererseits werden die Produkte dann gegen Geld „getauscht“ und verbraucht. Auch auf dieser Ebene lassen sich verdinglichende Auswirkungen freilegen, wie es unter anderem Adorno unternahm. All dies ist nicht neu, es wird lediglich oft – um Honneths Terminus aufzugreifen – von heutiger Sozialtheorie „vergessen“. Diese abschließende Vergegenwärtigung kann sich daher kurz halten. Sie will lediglich Bekanntes im Zusammenhang darstellen und an den einzelnen Punkten zeitgenössische Anknüpfungsmöglichkeiten aufzeigen.

Zunächst ist also festzuhalten, daß der Dingcharakter, der in der Verdinglichung gemeint ist, nicht der Objektcharakter schlechthin ist – es geht nicht, jedenfalls nicht in erster Linie, um Objektivierung im Sinne der Wissenschaft, und es geht auch nicht um Vergegenständlichung im aristotelisch-hegelianischen Sinne, wie sie etwa bei Fertigungsprozessen vorliegt.³⁷ Beide können *auch* zu Verdinglichungen führen, aber dazu muß etwas Spezifisches hinzukommen: der ökonomische Verwertungsdruck. Objektiviert wird beispielsweise ein Patient von seinem Arzt, insofern er ihn als medizinischen „Fall“ behandelt. Beiden Beteiligten ist allerdings zuzutrauen, daß sie mit dieser Objektivierung umgehen können, was sich vielleicht in Rahmengesprächen zu Beginn und Ende der Behandlung ausdrückt. Eine verzerrte Note erhält diese Interaktion erst, wenn der Patient spürt, daß der Arzt ihn als ökonomisches *Material* betrachtet, das möglichst schnell durchgeschleust werden muß und statt eines Gespräches Pillen verschrieben bekommt, oder das – im Falle einer Privatversicherung – eigentlich unnötige Behandlungen erfährt, um von der Privatkasse möglichst hohe Leistungssätze zu erlangen.

Um ein anderes Beispiel zu nennen: Auch bei wissenschaftlichen Untersuchungen kommt es unweigerlich zu objektivierenden Tendenzen, da Menschen zu „Clustern“ zusammengefaßt, diese Cluster auf Korrelationen hin untersucht werden, etc. All dies sind Praxen, die im Alltagsleben nicht zu finden sind und daher „befremden“. Doch auch hier darf man von einer hohen Akzeptanz und Souveränität der Bevölkerung gegenüber Forschungen ausgehen,

selbst wenn dafür Lernprozesse vonnöten sind. Eine verzerrende Note kommt nach der so verstandenen Verdinglichungskritik erst hinein, wenn die erlangten Informationen zu Geschäftszwecken mißbraucht werden, die nicht den Menschen selbst, sondern partikularen Profitinteressen dienen; oder wenn die Datensätze hinterher an Werbefirmen verkauft werden. Wir haben es in diesen Fällen mit einer *spezifischen* Gegenständlichkeit zu tun, eben mit der Warenform: „Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt“ (MEW 23: 86).

Waren, „sinnlich übersinnliche oder gesellschaftliche Dinge“, haben deswegen eine „gespenstige Gegenständlichkeit“ (MEW 23: 85, 52), weil sie sehr harte Eigenschaften haben – etwa einen Marktwert und eine Preisdynamik –, die ihnen nicht durch ihre natürliche Beschaffenheit zukommen, sondern erst durch dieses Sein als Ware mit einem Tauschwert. Dieses „Sein“ kommt ihnen allerdings erst durch die gesellschaftlichen Verhältnisse zu – genauer durch die kapitalistische Verwertungslogik, in die hinein sie gezwungen werden. Dies ist bei Dingen weniger problematisch als bei Nicht-Dingen – man denke an käufliche Richter oder an Menschenhandel.

An dieser Stelle ist vielleicht eine Unklarheit aufzuklären, die sich bei Michael Heinrich, einem prominenten Marx-Exegeten, eingeschlichen hat. Es ist richtig zu sagen, daß dieser Tauschwert und die entsprechende Wertgegenständlichkeit auf dem Markt zustande kommen, da erst ein generalisierter Tausch dazu führt, daß alles mit jedem verglichen, alles gegen jedes veräußert und daraufhin produziert werden kann. *Auf* dem Markt heißt allerdings nicht *durch* den Markt – ein Ort ist keine Ursache.³⁸ Die Wertgröße einer Ware kommt nur im Denken der Neoklassik durch den Markt zustande, da diese in der Preistheorie nur Angebot und Nachfrage kennt. Als Marx-Exegese greift das jedoch zu kurz: Angebot und Nachfrage treiben die Preise zwar auf und nieder, doch nicht beliebig. Vielmehr oszillieren die Preise um ihren Wert herum – unterbietet der Preis langfristig den Wert, wird der Anbieter vom

Markt verschwinden; liegt er langfristig darüber, werden sich Konkurrenten finden, die dasselbe Produkt günstiger anbieten und so den Preis senken. Wertgegenständlichkeit der Produkte ist dafür schon vorausgesetzt, sie ist also stabiler, als Heinrich annimmt. Sie überdauert den kurzen Moment des Tausches; wie sonst könnten Preise vor dem Tausch festgelegt werden? Der Käufer weiß vor wie nach dem Kauf der Ware, was der Preis in etwa sein wird, und daß Waren grundsätzlich einen Preis (eine „Wertgegenständlichkeit“) haben, ob sie nun erworben werden oder nicht. Wertgegenständlichkeit bedeutet also nicht „Gekauftwerden“, sondern „Gekauftwerdenkönnen“ (ja: -müssen).

Wir hatten gesagt, daß warenförmige Dinge nicht vom Himmel fallen, sondern allererst produziert oder zumindest zugerichtet werden müssen. Dazu ist Arbeit vonnöten, welche in der Warenform dann, insofern sie einen Tausch ermöglicht, als abstrakte und gleiche, nämlich gesellschaftliche Durchschnittsarbeit zur Geltung kommt. Die näheren ökonomischen Gegebenheiten dieses Theorems stehen hier nicht im Mittelpunkt, wohl aber die Tatsache, daß diese Warenförmigkeit sowohl für die Konsumierenden wie für die Arbeitenden von Belang ist.³⁹

Die kapitalistische Produktion verwandelt nicht nur die Produkte, sondern auch die „Produktionsfaktoren“ Arbeit, Boden und Kapital in Waren: Es gibt Grundstücks-, Produktionsgüter-, Finanz- und Arbeitsmärkte (Polanyi 1977). Unmittelbar von Menschen erfahren wird eine solche Verdinglichung zunächst auf dem Arbeitsmarkt, schon vor der konkreten *Arbeitstätigkeit*. Die Erfahrung besteht darin, daß Charakterzüge, Fähigkeiten und Talente nur insofern von Wichtigkeit sind, als sie marktförmig angeboten werden können und auch nachgefragt werden. Es muß sich jemand finden, der – im besten Fall – für die Ausübung dieser Talente bezahlt, weil er sich davon einen Gewinn verspricht. Selbst im Falle einer den eigenen Talenten entsprechenden Tätigkeit interessieren also nicht diese selbst, sondern ihre monetäre Verwertung – eine Abspaltung von scheinbar sachlichen Eigenschaften der Person schon vor jeder konkreten Tätigkeit. Ich erfahre mich dabei als Teil (oder Kapital) eines

anderen, als gewinnbringend eingesetzte Ware, die nur so lange eingesetzt wird, wie sie eben Gewinn bringt. It's the economy, stupid.

Der Arbeitsvertrag, den Honneth gegen eine Verdinglichung aufbieten möchte, ist daher keineswegs ein Bollwerk gegen, sondern selbst Manifestation von kapitalistischer Verdinglichung der Arbeitskraft von Individuen in Warenform. Das heißt nicht, daß dies stets zu Leiden führen muß, sondern zeigt nur an, was Verdinglichung meinen kann, *wenn* von ihr die Rede ist.⁴⁰

Diese Erfahrung wird noch verschärft, wenn nicht die spezifischen Talente nachgefragt werden, sondern irgendetwas anderes, so daß der Verkauf von Arbeitskraft zudem zu Entfremdungen führen kann – ich verpflichte mich, etwas zu tun, das ich von mir aus gar nicht tun will, ich tue es wegen des Geldes und verkaufe einen Teil, ein „Ding“ von mir, das ich zuvor gar nicht mir selbst zugeschrieben hätte (und dies vielleicht auch jetzt nicht tue).⁴¹ Die deutsche Sprache hat dafür den schönen Ausdruck, daß man sich auf diese Weise „verdingt“.

Wenn die Vertragsebene erodiert (Honneth 2005a: 101), schwindet die Schutzfunktion, die der Arbeitsvertrag ausübt: Er begrenzt Verantwortlichkeiten und Arbeitsleistungen. In diesem Fall ufert der Anspruch des „Käufers“ aus, und die Arbeit entgrenzt sich ins Privatleben. Doch auch offene Verträge sind noch Verträge, die „Sachlichkeit“ verliert lediglich ihre einstmals begrenzende Funktion, nicht aber die prinzipiell verdinglichende Struktur des Vertrages. Übrigens – das noch einmal zu Heinrichs temporaler Verkürzung der Warenform – bleibt die Warenform der Arbeitskraft oft selbst noch für Arbeitslose in Kraft, insofern die sozialen Sicherungen mehr und mehr dazu neigen, deren „employability“ aufrechtzuerhalten.

Die zweite arbeitsbasierte Form kapitalistischer Verdinglichung ist die Arbeitstätigkeit selbst. Mit Hegel gesagt: Arbeit ist ein „sich-zum-Dinge machen“.⁴² In der Folge Hegels hat der junge Marx diese Erfahrungen differenziert als „Entfremdung“ beschrieben. Es geht dabei zunächst um die reine Tätigkeit selbst, die durch Arbeitsteilung und Mechanisierung

immer „zerrissener“ und stupider werde, dann um das Verhältnis zu dieser Tätigkeit, zu ihren Produkten, schließlich zu sich selbst und zu den anderen. Dabei ist in jüngster Zeit in die Diskussion geraten, ob in den neuen Arbeitsformen nach dem „Ende der Arbeitsteilung“ nicht zumindest die reine Tätigkeit weniger entfremdet sei, da diese heute mehr Kreativität und Selbstverantwortung verlange. Allerdings ist der Managementdiskurs, in dem von solchen Wandlungen viel die Rede ist, klar von der realen Arbeitspraxis zu unterscheiden.⁴³

Doch selbst wenn man die Erzählung vom Ende der Entfremdung in der „neuen“ Arbeit für bare Münze nähme, gälte dies einerseits nur für relativ wenige junge und gutbezahlte Angestellte, so daß Entfremdungsphänomene an anderer Stelle keineswegs ausblieben; andererseits bringen diese neuen Formen von Arbeit – etwa emotionale Arbeit – neue, subtilere Verdinglichungssymptome hervor. Beispielsweise sind „entgrenzt“ Arbeitende mehr psychischen Belastungen ausgesetzt, und aufgrund anwachsender Arbeitszeiten sind sie gezwungen, jederzeit abrufbar zu sein und ihr Privatleben „fordistisch“ zu organisieren.

Zudem wird so Verdinglichung im Konsum befördert: Pillen ersetzen ursachenbezogene Selbstreflexion, teure Spielzeuge menschliche Nähe (vgl. Brede 2004; Henning 2004). Die reine, kontextfrei betrachtete Tätigkeit ist allerdings nur ein Aspekt der Entfremdung. Hinzu kommt die Frage, wer die Entscheidungen über die Tätigkeit und ihre Produkte trifft. Verdinglichungserfahrungen sind hier nicht auf Vergegenständlichungsprozesse in der Arbeit zurückzuführen, sondern auf die *Kontrolle* dieser Arbeit und die Aneignung ihrer Produkte durch den Käufer meiner Arbeitskraft – letztlich auf das Eigentum an Produktionsmitteln.⁴⁴ Diese Fremdbestimmung wird auch durch anspruchsvollere Tätigkeiten nicht aufgehoben. Empirisch ist vielmehr zu beobachten, daß das Mitspracherecht der Arbeitenden in Betriebsräten oder in der Tarifautonomie immer mehr zurückgeht, während Vermögen und Gewinne stetig ansteigen. Auch hier gilt: Solche Phänomene müssen von den Betroffenen durchaus nicht immer als leidvoll wahrgenommen werden.

Aber *wenn* von Verdinglichungserfahrungen die Rede ist, dann ist dies ein weiterer Ort, an dem sie entstehen können.

An dieser Stelle wird deutlich, daß die Verdinglichungskritik keineswegs die Arbeit selbst, verstanden als Tätigkeit, verantwortlich macht, sondern Verzerrungen, die durch ihre Warenförmigkeit und Fremdbestimmung auftreten. Im Gegenteil scheint gerade in den Beispielen für gelingende Praxis wiederum Arbeit auf. Daß dies beim späteren Lukács der Fall ist, der seine *Ontologie* aus dem Arbeitsbegriff entwickelt und im künstlerischen Schaffen ein Vorbild gelingender Arbeit erblickt, wird kaum überraschen; ebensowenig der Verweis auf den frühen Marx, für den sich die „allseitige Entwicklung des Individuums“ (MEW 4: 157) ebenfalls in selbstbestimmter Tätigkeit ausdrückt. Doch auch bei Heidegger läßt sich dieses Vorbild aufweisen: Seine Analysen von Zeug- und Zuhandenheit, die die positive Folie für die Kritik an „Vorhandenheit“ und „Dingheit“ bilden, sind auf ihre Art eine „Philosophie mit dem Hammer“, also Schilderungen von *Arbeitsabläufen*. Insofern ist in der jüngeren Kritischen Theorie nicht erst in dem, was kritisiert wird, sondern schon in der positiven „Folie“ der Kritik eine „Arbeitsvergessenheit“ zu konstatieren.⁴⁵ Begriffsgeschichtlich dürften hier der instrumentalistisch verkürzte Arbeitsbegriff Hannah Arendts sowie Arnold Gehlens dualistische Anthropologie Pate gestanden haben (Henning 2005: 416ff.).

Ein dritter arbeitsbasierter Verdinglichungsfaktor ist die genannte Zurichtung der Arbeitskraft: mit dem Kauf und der Nutzung von Arbeitskraft ist die soziale Interaktion zwischen Käufern und Verkäufern der Arbeitskraft keineswegs beendet. Denn nun geht es darum, dieses „Arbeitsvermögen“ in gewünschter Weise möglichst optimal zu nutzen. Dazu müssen die Gekauften nicht nur diszipliniert werden, auch muß die Kooperation innerhalb der Organisation permanent optimiert werden, um Reibungsverluste zu minimieren und Wettbewerbsvorteile zu erlangen. Solche Optimierungsstrategien werden in der *Labour Process Debate* seit Jahrzehnten diskutiert. Der objektivierende Charakter dieser „Steuerung“ läßt sich etwa in der Tendenz zur Auslagerung

solcher Optimierungen an externe Berater ablesen. In diesem Zusammenhang kommt es beispielsweise zur verdinglichenden Rede von Menschen als „Humankapital“: Die gekaufte menschliche Arbeitskraft stellt für den Käufer „variables Kapital“ dar, aus dem möglichst viel Gewinn herauszuschlagen ist. Übernehmen die Arbeitenden diese Perspektive auf sich, wie ja von ihnen erwartet wird, kommt es in einer Meadschen Perspektivenverschränkung zur „Selbstverdinglichung“ – nicht, weil ich mich nicht recht verstehe oder etwas „vergesse“, sondern weil ich die Rolle annehme, die Vorgesetzte mir zutragen, und die ich als Ding („Human Resource“) für sie zu spielen habe.⁴⁶

Der Bereich des Konsums, den Honneth mit dem „Warentausch“ (2005a: 28) anpeilt, ist demgegenüber in der Tat weniger augenfällig – Honneth schließt daraus zu Recht, daß dieser Bereich *allein* unmöglich für alle sozialen Verdinglichungen verantwortlich sein kann (ebd.: 98). Wie gesehen, war das jedoch gar nicht der Punkt der Verdinglichungskritik. Das bedeutet gerade nicht, daß es nicht auch hier zu Verdinglichungsprozessen kommen kann, wie das Beispiel der Substitutionen menschlicher Beziehungen durch Waren gezeigt hat (vgl. Marcuse 1964). Auch die Bereiche, die Honneth *gegen* den Primat des Warencharakters in der Verdinglichung stellen möchte – Diskriminierung von Frauen und Verachtung von Randgruppen (ebd.: 102) – sind eng mit ihm verbunden; was allerdings erst erhellt, wenn man auch den Warencharakter der Arbeit im Kapitalismus darunter faßt: Sind eine Vielzahl von Migrant*innen, die aufgrund ihrer Differenz zur Hegemonialkultur mit einer solchen Verachtung zu rechnen haben, doch *Arbeitsmigrant*innen*, die in andere Länder gehen, um ihre Arbeitskraft dort zu besseren Konditionen verkaufen zu können. Ähnlich beim Konsum von Dienstleistungen: In welchem anderen Bereich gibt es vergleichbare Diskriminierungen von Frauen wie in der Zwangsprostitution und dem Frauenhandel? Was stellt Prostitution anderes dar als einen „Konsum“ menschlicher Sexualität in Warenform? Der Abnehmer erkauft sich eine sexuelle Dienstleistung, die von der „Ware“ Frau zu erbringen ist, und ihr „Kapitaleigner“ macht daraus gewöhnlich einen großen Ge-

winn. Verachtung ist zwar nicht identisch mit Verdinglichung, aber sie läßt sich zumindest in diesen Beispielen ursächlich besser durch Verdinglichung erklären als umgekehrt.

Verabschiedet man die neoklassische Verengung des Wirtschaftsbegriffs auf den reinen Gütertausch, bedarf es nicht mehr viel Phantasie, um eine Ausbreitung der Warenform in die Gesellschaft zu denken – schließlich sind solche Phänomene in Arbeit und Freizeit gleichermaßen verbreitet, keineswegs nur in den wenigen Momenten des Kaufs von Bedarfsgütern. Da auch die Sozialphilosophie eine gesellschaftliche Veranstaltung ist, kann es nun auch zum Übersprung in theoretische Bilder von dieser Gesellschaft kommen. Betrachtet man die Herkunft des Verdinglichungsbegriffs bei Karl Marx, so hatte er genau dies gemeint: Ein verdinglichtes Verständnis der Grundkräfte kapitalistischer Vergesellschaftung („Verdinglichung der gesellschaftlichen Produktionsbestimmungen“, MEW 25: 887) zeigt sich vor allem in der bürgerlichen ökonomischen Wissenschaft, indem sie gesellschaftliche Verhältnisse fälschlich als Dinge mit gewissen Eigenschaften begreift, die man sich zudem jederzeit aneignen könne.⁴⁷ Verdinglichendes Denken ist somit durchaus „realistisch“, weil es eine Praxis so beschreibt, wie sie den Menschen zunächst und zumeist erscheint. Indem es diese Praxis als „normale“ hinstellt, rechtfertigt es sie jedoch ideologisch und wirkt damit auf eine Ausweitung dieser Praxis hin. Wie zu zeigen war, konnte sich auch die Honnethsche Rekonstruktion von diesen Fallstricken nicht ganz freimachen. Dem stellte sich die Verdinglichungskritik einst entgegen, und dies gilt es wieder neu zu entdecken.

Anmerkungen

- 1 Diesen Fokus auf Störungen der „Selbstaneignung“ legt etwa Jaeggi 2005.
- 2 Siehe Perec 1965; Ellis 1991; Pollesch 1999; bzw. Kim 2000.
- 3 „Inzwischen gehe ich daher davon aus, daß dieser ‚existentielle‘ Modus der Anerkennung allen anderen, gehaltvolleren Formen der Anerkennung zugrunde liegt“ (Honneth 2005: 60, Fn. 19; vgl. auch S. 41, 67, 74).
- 4 „Die Menschen distanzieren sich denkend von Natur, um sie so vor sich hinzustellen, wie sie zu beherrschen ist. Gleich dem Ding ... ist der Begriff das ideelle Werkzeug“ (Horkheimer/Adorno 1944: 46).
- 5 Für Honneth (2005a) ist Anerkennung „Wahrnehmung“ (60), Verdinglichung „Denkgewohnheit“ (63) „in unserem Wissen um andere Menschen und im Erkennen [!] von ihnen“ (68). Erörtert wird, wie Verdinglichung „überhaupt denkbar“ sei (71). Quasitranszendental ist die Beweisführung, weil es zwar um „Bedingungen der Möglichkeit“ geht (65), aber die nicht apriorisch, sondern mit Bezügen zur Entwicklungspsychologie (50) und der antiskeptischen Sprachphilosophie Stanley Cavells (59) problematisiert werden.
- 6 Heidegger schrieb 1936: „Bisweilen haben wir noch das Gefühl, daß seit langem schon dem Dinghaften der Dinge Gewalt angetan worden und daß bei dieser Gewaltsamkeit das Denken [!] im Spiel sei, weshalb man dem Denken abschwört, statt sich darum zu bemühen, daß das Denken denkender werde“ (Heidegger 1936/1960: 16).
- 7 In Honneths Darstellung ist die Beispielebene ausgegliedert und bleibt seltsam unverbunden mit den systematischen Teilen. Zudem entstammen die Beispiele vorwiegend Hinweisen anderer Autoren.
- 8 Vgl. Marx/Engels, MEW 3: 13f.
- 9 Diese Stelle (Lukács 1923: 275) wird oft zitiert – vielleicht weil sie eine Angst anspricht, die insbesondere Intellektuelle betrifft.
- 10 „Aus der verdinglichten Struktur des Bewußtseins ist die moderne kritische [!] Philosophie entstanden“ (Lukács 1923: 287).
- 11 Für Habermas (1968: 9) war „radikale Erkenntniskritik nur als Gesellschaftstheorie möglich“.
- 12 Eine solche privilegierte Erkenntnis ist von Kantkritikern oft ins Feld geführt worden: vom „Selbstgefühl“ und der „intellektuellen Anschauung“ bis zum „Erleben“ in der Lebensphilosophie (siehe Högrefe 1987). Für Lukács (1923: 317f.) war die Rolle der Ästhetik und der künstlerischen „Totalität“ elementar.
- 13 Honneth (2005a) spricht auf einer „höheren Ebene“ (67) von einem „höherstufigen Begriff“ (70) der Verdinglichung, der auf eine „ganz elementare Form“ der Anerkennung zurückgeht, die allen anderen „zugrunde liegt“ (60).
- 14 Heideggers „Eigentlichkeit“, die hier Pate steht, schloß keineswegs eine Anerkennung der anderen ein (vgl. Levinas 1998).
- 15 Die Verwandtschaft zwischen analytischer Philosophie und Marxismus wurde noch nicht hinreichend untersucht. Zur Verdinglichungskritik Wittgensteins vgl. Demmerling 1994.
- 16 Zum Einfluß des verfehlten Dualismus von Natur und Ethik siehe Henning 2005.
- 17 Eben dies war die Befürchtung Adornos (dazu Honneth 2005b).
- 18 Verwiesen wird auf das Erbe der Lebensphilosophie Heideggers (Honneth 2005a: 31f.). „Verdinglicht“ werden in Heideggers Analysen allerdings echte „Dinge“ wie beispielsweise ein Hammer, sein Pragmatismus war also mehr Konstitutionsanalyse als Sozialkritik.
- 19 Spricht Honneth (2005a) von der „Würdigung der qualitativen Bedeutung, die andere Personen oder Dinge [!] für unseren Daseinsvortrag besitzen“ (42), so ist die Dinghaftigkeit der „Dinge“ gar kein Problem. Die Frage ist nicht mehr, ob Verdinglichung *vorliegt* oder nicht, sondern ob die scheinbar unaufhebbare Verdinglichung „anerkennungssensitiv“ ist oder nicht (67).

- 20 Später unterschied Lukács Verdinglichung von Unterdrückung (1986: 543).
- 21 Vgl. Kissling 1993: 527ff.; Dannemann 1986, 1997.
- 22 Heidegger kritisierte damit vorrangig die Wissenschaft, die für ihn nicht wirklich „denkt“. Dinglichkeit sei „das seines Zeugseins entkleidete Zeug“ (1936: 23); vgl. Henning 2004.
- 23 Zur Kritik des philosophischen „Materialismus“ vgl. Kutschera 1993. Marxens erste Version der Verdinglichungskritik bezog sich auf die Philosophie: „Der Hauptfehler alles bisherigen Materialismus ... ist, daß der Gegenstand ... nur unter der Form des Objektes oder der Anschauung gefaßt wird, nicht aber als sinnlich menschliche Tätigkeit, Praxis“ (MEW 3: 5).
- 24 Vgl. MEW 23: 49, 52.
- 25 Marx charakterisiert den Kapitalismus als eine Epoche, in der „alles, was die Menschen bisher als unveräußerlich betrachtet hatten, Gegenstand des Austausches, des Schachers, veräußert wurde“ (MEW 4: 69).
- 26 „Wie soll erklärt werden, was Verdinglichung außerhalb der Handlungssphäre des Äquivalententausches heißt, wenn damit allein eine Umdefinition aller Situationsgegebenheiten in ökonomisch kalkulierbare Bezugsgrößen gemeint ist?“ (Honneth 2005a: 22, vgl. auch 67).
- 27 In diesem Eldorado der Menschenrechte hätten „Freiheit, Gleichheit, Eigentum, und Bentham“ das Sagen (MEW 23: 189). Marx untersuchte das Funktionieren von Märkten; er war kein simpler „Marktkritiker“.
- 28 „Denn es gibt kein Problem ..., dessen Lösung nicht in der Lösung des Rätsels der Warenstruktur gesucht werden müßte“ (Lukács 1923: 257).
- 29 „Das Tauschprinzip, die Reduktion menschlicher Arbeit [...] auf den abstrakten Allgemeinbegriff der durchschnittlichen Arbeitszeit, ist unverwandt mit dem Identitätsprinzip“ (Adorno 1966: 149).
- 30 Siehe Hochschild 2006. In gewissem Sinne basieren Marketing und Werbung auf einer solchen Verdinglichung, siehe Bohlken 2006.
- 31 Honneth 2005: 28, 96. Ambivalenzen können auch auf ein Nicht-Entscheiden-Können des Theoretikers bei der Bewertung des Phänomens zurückgehen.
- 32 Vgl. MEW 23: 184, Fn. 41; dazu Lukács 1923: 261.
- 33 Marx hatte an zentraler Stelle diese begrenzte Optik des bürgerlichen Rechts beim Verkauf der Arbeitskraft thematisiert (MEW 23: 100, 181ff.).
- 34 Im ökonomischen Austausch bleibe „der Interaktionspartner normalerweise zumindest als rechtliche Person gegenwärtig“ (Honneth 2005a: 94). Lukács habe „ignoriert [...], daß im ökonomischen Austausch der rechtliche Status beider Beteiligten sie wechselseitig vor einer bloß noch verdinglichenden Haltung schützt“ (ebd.: 100). Lukács hat die rechtliche Dimension übrigens keineswegs ignoriert, sondern er hat – wie auch Habermas – gerade sie als mögliche Quelle einer Verdinglichung analysiert (Lukács 1923: 272f.).
- 35 Den „Beobachtungsstandpunkt“ (Honneth 2005: 37), nach Honneths Deutung Kern der Verdinglichung, nimmt er selbst ein.
- 36 „Personifizierung der Sache und Versachlichung der Personen – dieser immanente Widerspruch erhält in den Gegensätzen der Warenmetamorphose seine entwickelten Bewegungsformen“ (MEW 23: 128).
- 37 An diesem Punkt hat sich Georg Lukács nachträglich verbessert: „Denn die Vergegenständlichung ist tatsächlich eine unaufhebbare Äußerungsweise im gesellschaftlichen Leben der Menschen. ... Erst wenn die vergegenständlichten Formen in der Gesellschaft solche Formen erhalten, die ... das menschliche Wesen durch das gesellschaftliche Sein unterjochen, entstellen, verzerren usw., entstehen das objektiv gesellschaftliche Verhältnis der Entfremdung und in ihrer notwendigen Folge ... alle subjektiven Kennzeichen der inneren Entfremdung“ (Lukács 1967: 26).
- 38 Vgl. Heinrich 2001: 216f. Daß sich Werte auf dem Markt *realisieren* müssen und daran scheitern können, bedeutet nicht, daß ihre Wertgröße auf dem und durch den Markt bestimmt wird – bestimmt wird lediglich ihr *Preis*. Das ist bei Marx keinesfalls identisch.
- 39 Wenn Heinrich sagt: „Abstrakte Arbeit als gesellschaftliches Verhältnis kann überhaupt nicht ‚verausgabt‘ werden“ (2001: 218), kann er schwerlich meinen, es müsse gar nicht gearbeitet werden, da die abstrakte Arbeit im Moment des Tausches blitzhaft aufscheine. Die Abstraktheit als Form erzeugt ihren Inhalt nicht selbst. Heinrich hat aus mir unverständlichen Gründen eine Abneigung gegen diese „naturalistische“ Tatsache (ebd.: 214), doch er hat sie nicht allein – auch bei Honneth kommt Arbeit, wie gesehen, nur ganz am Rande vor.
- 40 „Die Arbeit von anderen Aktivitäten des Lebens zu trennen und sie dem Gesetz des Marktes zu unterwerfen, bedeutet alle organisatorischen Formen des Seins auszulöschen und sie durch eine andere Organisationsform zu ersetzen“ – die Warenform. „Einem solchen zerstörerischen Schema diene man am besten durch die Anwendung des Prinzips der Vertragsfreiheit“ (Polanyi 1977: 224f.; vgl. Castel 2000: 181).
- 41 Die „Selbstobjektivierung, dieses Zur-Ware-Werden einer Funktion des Menschen“ zeigt für Lukács „den entmenschten und entmenschlichen Charakter der Warenbeziehungen in der größten Prägnanz“ (1923: 103f.). Rahel Jaeggi (2005) beschreibt solche Entfremdungs-Empfindungen und weist den Essentialismusvorwurf mit guten Gründen zurück. Über soziale *Ursachen* solcher Störungen der Selbstaneignung, etwa im Arbeitsleben, sagt sie jedoch nichts.
- 42 Nach Hegel 1805/06: 193ff. Es muß verwundern, daß die Arbeit, die für Hegel ein so großes Thema war, in diesem Zusammenhang bei Honneth nahezu verschwindet.
- 43 Boltanski/Chiapello (2003) sehen bekanntlich in der neuen Managementliteratur eine „Verwirklichung“ der Ideale von 1968 – die „Künstlerkritik“ sei heute in das System hineingewandert, das nun Kreativität inkorporiere und verlange. Zur Kritik an dieser Auffassung vgl. Wolf 2004: 230ff.
- 44 „Wenn das Produkt der Arbeit nicht dem Arbeiter gehört, eine fremde Macht ihm gegenüber ist, so ist dies nur dadurch möglich, daß es einem andern Menschen außer dem Arbeiter gehört“ (MEW 40: 519).
- 45 So Wolf 2004: 228. Sie wurde übrigens anfangs auch von Honneth noch beklagt (1980; 1994: 105).
- 46 Jaeggi 2005 kritisiert damit verbundene naive Authentizitätsvorstellungen.
- 47 Dabei ging es um die Ware selbst sowie das Kapital als „Ding“, dessen Eigenschaft es zu sein scheint, aus Geld automatisch mehr Geld zu machen. „Kapital – Zins, Boden – Grundrente, Arbeit – Arbeitslohn, in dieser ökonomischen Trinität ... ist ... die Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse ... vollendet: die verzau-

berte, verkehrte und auf den Kopf gestellte Welt, wo Monsieur le Capital und Madame la Terre als soziale Charaktere, und zugleich unmittelbar als bloße Dinge ihren Spuk treiben“ (MEW 25: 838).

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1966): *Negative Dialektik*, Frankfurt a.M. 1992
- Arendt, Hannah (1958): *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*, München 1981
- Bakan, Joel (2004): *The Corporation. The Pathological Pursuit of Profit and Power*, New York
- Beerhorst, Joachim/Demirovic, Alex/Guggemos, Michael (Hg.) (2004): *Kritische Theorie im gesellschaftlichen Strukturwandel*, Frankfurt a.M.
- Bohlken, Eike (2006): *Marke*, in: Henning (Hg.), 167-176
- Boltanski, Luc/Chiapello, Eve (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz
- Brede, Karola (2004): *Das Problem der Verfügung über die Individualität der Angestellten. Macht, Unterordnung, Aggression*, in: Beerhorst et al. (Hg.), 243-265
- Castel, Robert (2000): *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*, Konstanz
- Dannemann, Rüdiger (Hg.) (1986): *Georg Lukács – Jenseits der Polemiken. Beiträge zur Rekonstruktion seiner Philosophie*, Frankfurt a.M.
- Dannemann, Rüdiger (1987): *Das Prinzip Verdinglichung*, Frankfurt a.M.
- Dannemann, Rüdiger (1997): *Lukács zur Einführung*, Hamburg
- Demmerling, Christoph (1994): *Sprache und Verdinglichung*, Frankfurt a.M.
- Ellis, Bret Easton (1991): *American Psycho. A Novel*, New York
- Gehlen, Arnold (1952): *Über die Geburt der Freiheit aus der Entfremdung*, in: *Philosophische Anthropologie und Handlungslehre*, Gesamtausgabe, Bd. 4, Frankfurt a.M. 1983, 366-379
- Habermas, Jürgen (1968): *Erkenntnis und Interesse*, Frankfurt a.M.
- Habermas, Jürgen (1976): *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*, Frankfurt a.M.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bde., Frankfurt a.M.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1805/06): *Jenaer Systementwürfe*, Bd. III, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 8, hg. von Rolf-Peter Horstmann, Hamburg 1976
- Heidegger, Martin (1936): *Der Ursprung des Kunstwerkes*, Stuttgart 1960
- Heinrich, Michael (2001): *Die Wissenschaft vom Wert*, Münster
- Henning, Christoph (2001): *Artikel „Verfallen“*, in: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Schwabe, Gottfried Gabriel von (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 11, Basel, Sp. 359f.
- Henning, Christoph (2004): *Artikel „Zeug“ und „Zuhandeneheit“*, in: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Schwabe, Gottfried Gabriel von (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 12, Basel, Sp. 1316f.; 1424-1426
- Henning, Christoph (2005): *Philosophie nach Marx. 100 Jahre Marxrezeption und die normative Sozialphilosophie der Gegenwart in der Kritik*, Bielefeld
- Henning, Christoph (Hg.) (2006): *Marxglossar*, Berlin
- Hochschild, Arlie Russel (2006): *Zeitmanagement*, in: Henning (Hg.), 259-269
- Hogrebe, Wolfram (1987): *Deutsche Philosophie im XIX. Jahrhundert*, München
- Honneth, Axel (1980): *Arbeit und instrumentales Handeln. Kategoriale Probleme einer kritischen Gesellschaftstheorie*, in: ders./Jaeggi, Urs (Hg.), *Arbeit, Handlung, Normativität. Theorien des Historischen Materialismus*, Frankfurt a.M., 185-233
- Honneth, Axel (1994): *Die soziale Dynamik von Mißachtung. Zur Ortsbestimmung einer kritischen Gesellschaftstheorie*, in: ders., *Das Andere der Gerechtigkeit. Aufsätze zur praktischen Philosophie*, Frankfurt a.M., 88-109
- Honneth, Axel (2005a): *Verdinglichung. Eine anerkennungs-theoretische Studie*, Frankfurt a.M.
- Honneth, Axel (2005b): *Eine Physiognomie der kapitalistischen Lebensform*, in: ders. (Hg.), *Dialektik der Freiheit. Frankfurter Adorno-Konferenz 2003*, Frankfurt a.M., 165-187
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1944): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Frankfurt a.M. 1988
- Jaeggi, Rahel (2005): *Entfremdung. Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems*, Frankfurt a.M./New York
- Jay, Martin (1984): *Marxism and Totality. The Adventures of a Concept from Lukács to Habermas*, Berkeley
- Kim, Young-Mok (2000): *Die Verdinglichung des Menschen und der menschlichen Beziehungen im frühen dramatischen Werk Friedrich Hebbels*, Stuttgart
- Kissling, Christian (1993): *Gemeinwohl und Gerechtigkeit. Ein Vergleich von traditioneller Naturrechtsethik und kritischer Gesellschaftstheorie*, Freiburg (Schweiz)
- Kutschera, Franz von (1993): *Die falsche Objektivität*, Berlin/New York
- Levinas, Emmanuel (1998): *Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht*, Freiburg i.Br./München
- Luckner, Andreas (Hg.) (1995): *Dissens und Freiheit. Kolloquium Politische Philosophie*, Leipzig
- Lukács, Georg (1923): *Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats*, in: ders.: *Geschichte und Klassenbewußtsein*, Werke, Bd. 2, Neuwied/Berlin 1968, 257-397
- Lukács, Georg (1967): *Vorwort*, in: ders., *Geschichte und Klassenbewußtsein*, Werke, Bd. 2, Neuwied/Berlin 1968, 11-41
- Lukács, Georg (1986): *Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins*, 2. Halbband, Werke, Bd. 14, Neuwied/Berlin
- Marcuse, Herbert (1964): *Der Eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*, München 1994
- Marx, Karl: zit. aus *Marx-Engels-Werke* (MEW), Berlin: Dietz-Verlag, unter Angabe von Band und Seitenzahl
- Perec, Georges (1965): *Die Dinge. Roman*, München 2004
- Pollesch, René (1999): *„Heidi Ho arbeitet hier nicht mehr“*, in: ders., *WWW-Slums*, Reinbek 2003, 29-100
- Polanyi, Karl (1977): *The Great Transformation*, Frankfurt a.M.
- Simmel, Georg (1900): *Philosophie des Geldes*, Gesamtausgabe, Bd. 6, Frankfurt a.M. 1999
- Wolf, Harald (2004): *Arbeit, Autonomie, Kritik*, in: Beerhorst et al. (Hg.), 227-242

Berliner Debatte Initial 18 (2007) 6

Sozial- und geisteswissenschaftliches Journal

© GSFP – Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Forschung und Publizistik mbH. Herausgegeben im Auftrag des Vereins Berliner Debatte INITIAL e.V., Präsident Peter Ruben. *Berliner Debatte Initial* erscheint alle zwei Monate.

Redaktion: Harald Bluhm, Ulrich Busch, Erhard Crome, Birgit Glock, Wolf-Dietrich Junghanns, Cathleen Kantner, Rainer Land, Thomas Müller, Ingrid Oswald, Udo Tietz, Andreas Willisch, Rudolf Woderich

Lektorat: Gudrun Richter

Redaktionelle Mitarbeit: Karsten Malowitz, Dag Tanneberg

Verantwortlicher Redakteur: Jan Wielgoß
Verantwortlich für dieses Heft (V.i.S.P.): Harald Bluhm, Karsten Malowitz

Copyright für einzelne Beiträge ist bei der Redaktion zu erfragen.

E-Mail: redaktion@berlinerdebatte.de

Internet: www.berlinerdebatte.de

Preise: Einzelheft 10 €, Doppelheft 20 €

Einzelhefte werden per Post mit Rechnung verschickt.

Abonnement: Jahresabo ab 2008: 39 €

Ausland zuzüglich Porto. Studenten, Rentner und Arbeitslose 21 €, Nachweis beilegen. Ermäßigte Abos bitte nur direkt bei *Berliner Debatte Initial* per Post oder per Fax bestellen. Das Abonnement gilt für ein Jahr und verlängert sich um jeweils ein Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Bestellungen Einzelhefte, Abos und PDF-Dateien per Mail an:

leidenschaften@berlinerdebatte.de

Tel.: +49-39931-54726, **Fax** ...-54727

Post: PF 58 02 54, 10412 Berlin

Abo-Bestellungen auch direkt bei INTER ABO, PF 360520, 10975 Berlin; Tel. (030) 61105475, Fax (030) 61105480.

Autorenverzeichnis

Johannes Bellmann, Prof. Dr.,
Erziehungswissenschaftler, Pädagogische
Hochschule Freiburg i. Br.

Harald Bluhm, Prof. Dr.,
Politikwissenschaftler, Martin-Luther-
Universität Halle-Wittenberg

Ulrich Busch, Dr.,
Wirtschaftswissenschaftler, TU Berlin

Christoph Henning, Dr.,
Philosoph, Universität St. Gallen

Frank Janning, Dr.,
Politikwissenschaftler, Universität Konstanz

Karsten Malowitz,
Politikwissenschaftler, Universität Hamburg

Birger P. Priddat, Prof. Dr.,
Ökonom und Philosoph, Präsident der
Universität Witten-Herdecke

Friedbert W. Rüb, Prof. Dr.,
Politikwissenschaftler, Universität Hamburg

Klaus Schlichte, Prof. Dr.,
Politikwissenschaftler, Otto-von-Guericke-
Universität Magdeburg

Daniel Schluchter,
Soziologe, Universität Hamburg

Daniel Schulz, Dr.,
Politikwissenschaftler, TU Dresden

Rudolf Woderich, Dr.,
Sozialwissenschaftler, BISS Berlin

11243
Berliner Debatte Initial
PF 58 02 54, 10412 Berlin
www.berlinerdebatte.de

ISBN 978-3-936382-54-9
ISSN 0863-4564
Einzelheft 10 €, Doppelheft 20 €
Jahresabo 39 €, ermäßigt 22 €

Der Osten braucht eine neue Politik

Norbert Peche

Selbst ist das Volk

Wie der
Aufschwung Ost
doch noch
gelingen kann

Ch.Links

Norbert Peche

Selbst ist das Volk

Wie der Aufschwung Ost
doch noch gelingen kann

200 Seiten, Broschur
ISBN 978-3-86153-449-5
16,90€

Trotz aller Transferleistungen wurde im Osten Deutschlands bisher keine nachhaltige Wirtschaftsentwicklung eingeleitet. Statt die Region für den internationalen Wettbewerb fit zu machen, wird ein künstliches Gleichgewicht finanziert – eine enorm teure Selbsttäuschung. Die Folgen werden spätestens 2019, wenn die Solidarpaktmittel ausgelaufen sind, die Stabilität in Gesamtd Deutschland gefährden. Der Wirtschaftsexperte Prof. Norbert Peche hält eine selbsttragende Wirtschaft im Osten noch für möglich. Dazu müssen jedoch die Ostdeutschen selbst aktiv werden, gegebenenfalls mit einer eigenen Bürgerbewegung, um den Politikern Druck zu machen und ein Umsteuern zu erzwingen.

Ch.Links

Ausdrucken oder kopieren, ausfüllen, falten und als Postkarte abschicken!

Berliner Debatte Initial Bestellung:

Ich bestelle ein Abonnement der Berliner Debatte INITIAL ab Heft

- ☐ Das Abonnement soll für ein Jahr befristet werden.
- ☐ Das Abonnement soll gelten, bis ich es abbestelle. Abbestellung jederzeit.
- ☐ Abonnement 39 Euro (Ausland zuzüglich 6 Euro Porto).
- ☐ Ermäßigt 22 Euro (Studenten, Rentner, Arbeitslose, Wehr- und Zivildienstleistende)
Nachweis bitte beilegen.

Vorname, Name:

Straße, Nr.:

Postleitzahl:

Ort:

Telefon:

Ich wünsche folgende Zahlungsweise:

- ☐ Jahresrechnung
- ☐ Bargeldlos: halbjährliche Abbuchung. Bankinstitut:
Konto-Nr.: Bankleitzahl:

Ich weiß, daß ich diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen (Poststempel) bei der Bestell-
adresse schriftlich widerrufen kann.

Datum:

Unterschrift:

Name:

Straße und Nr.

PLZ, Ort:

Abonnement geworben von:

Antwortkarte

Bitte
frankieren

Berliner Debatte
Initial

PF 58 02 54

10412 Berlin

www.berlinerdebatte.de

Bestellungen: leidenschaften@berlinerdebatte.de